



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3.50 M. Mit Postaufschlag 3.75 M.
Verleger: Ernst Schöner in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane. — „Jahresabschluss“, Fabel von Fritz Diederichsen. — „Ein toller Reiz“, Gedicht von Paul Lang. — „Johanna“, eine Erinnerung von Richard Volz. — „Am Apraxin“, Gedicht von G. v. Zumbach. — „Die Renaissance“, von Adolf Holtenberg. — „Eine Räuber-...

fabel nach Goldonis“, humoristische Erzählung von Kurt G. ... — „In neuen Wäldern“, Schach. — „Nachtigall“, ... — „Aus Zeit und Leben“, ... — „Hilfungen“, ... — „Die Renaissance“, ...

... — „Die Renaissance“, ... — „Die Renaissance“, ... — „Die Renaissance“, ...

Stechlin.

Roman von
Theodor Fontane.

Im Norden der Grafschaft Ruppin, hart an der mecklenburgischen Grenze, zieht sich von dem Städtchen Gransee bis nach Rheinsberg hin (und noch darüber hinaus) eine mehrere Meilen lange

Seenkette durch eine menschenarme, nur hier und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Leerdöfen besetzte Waldgegend. Einer der Seen, die diese Seenkette bilden, heißt „der Stechlin“. Zwischen flachen, nur an einer einzigen Stelle steil und quasarig ansteigenden Ufern liegt er da, räumlich von alten Bäumen eingefasst, deren Zweige, von ihrer eignen Schwere nach unten gezogen, den See mit ihrer Spitze berühren. Hier und da wächst ein

weniges von Schilf und Rinsen auf, aber kein Rohr zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, das ein Fächel darüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Abendregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt



Theodor Fontane in seinem Arbeitszimmer.

sich's auch hier, und ein Wassertrahl springt auf und flutet wieder in die Tiefe. Das wissen alle, die den Stechlin umhören, und wenn sie davon sprechen, so legen sie wohl auch hinzu: „Das mit dem Wassertrahl, das ist das Kleine, das beinahe Alltägliche, wenn's aber draußen was Großes giebt, wie vor hundert Jahren in Elfsadon, dann brodelt's hier nicht bloß und sprudelt und sprudelt, dann steigt statt des Wassertrahls ein roter Fahn auf und trägt laut in die Lande hinein.“

Das ist der See Stechlin.

Aber nicht nur der See führt diesen Namen, auch der Wald, der ihn umschließt. Und Stechlin heißt auch das langgestreckte Dorf, das sich, den Windungen des Sees folgend, um seine Südspitze herumzieht. Circa hundert Häuser und Häuten bilden hier eine lange, schmale Gasse, die sich nur da, wo eine von Kloster Weg her heranziehende Kastanienallee die Gasse durchschneidet, platzartig erweitert. An eben dieser Stelle findet sich denn auch die ganze Herrlichkeit von Dorf Stechlin zusammen: das Pfarrhaus, die Schule, das Schulgenamt, der Strug — dieser letztere zugleich ein G- und Stramladen — mit einem kleinen Mühlen und einer Gärtenlandschaft von Schwefelbädern in seinem Schaufenster. Dieser Gasse schräg gegenüber, unmittelbar hinter dem Pfarrhaus, steigt der Kirchhof lehnend, auf ihm, so ziemlich in seiner Mitte, die frühmittelalterliche Feldsteinkirche mit einem aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Chorturm und einem zur Seite des alten Rundbogenportals angebrachten Holzarm, dran eine Glocke hängt. Neben diesem Kirchhof samt Kirche setzt sich dann die von Kloster Weg her heranziehende Kastanienallee noch eine kleine Strecke weiter fort, bis sie vor einer über einen reißigen Graben sich hinziehenden und von zwei riesigen Fichtenscheiden flankierten Pohlenbrücke Halt macht. Diese Brücke ist sehr primitiv. Jenwärts derselben aber steigt das Herrenhaus auf, ein gelbgetünchtes Bau mit hohem Dach und zwei Aligabeln.

Auch dieses Herrenhaus heißt Stechlin, Schloß Stechlin.

Etliche hundert Jahre zurück stand hier ein wirkliches Schloß, ein Backsteinbau mit dicken Grundmauern, aus welcher Zeit her auch noch der Graben stammte, der die von ihm durchschnitene Landzunge zu einer kleinen Insel machte. Das ging so bis in die Tage der Reformation. Während der Schwedenzeit aber wurde das alte Schloß niedergelegt, und man schenkte seinem gänzlichen Verfall überlassen, auch nichts an seine Stelle setzen zu wollen, bis kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. die ganze Trümmermasse beiseite geschafft und ein Neubau bestellt wurde. Dieser Neubau war das Haus, das jetzt noch stand. Es hatte denselben nüchternen Charakter wie fast alles, was unter dem Soldatenkönig entstand, und war nichts weiter als ein einfaches Corps de logis, dessen zwei vorspringende, bis dicht an den Graben reichende Seitenflügel ein Dufelien und innerhalb desselben einen fahlen Vorhof bildeten, auf dem, als einziges Schmuckstück, eine große blaue Glasgugel sich präsentierte. Sonst sah man nichts als eine vor dem Hause sich hinziehende Rampe, von deren dem Hofe angelegter Vorderwand der Rast schon wieder abfiel. Gleichzeitig war aber doch ein Bestreben unverkennbar, gerade diese Rampe zu was Besonderen zu machen, und zwar mit Hilfe mehrerer Säulen mit erotischen Blattkronen, darunter zwei Aloe, von denen die eine noch gut im Stande, die andre dagegen krank war. Aber gerade diese kranke war der Liebling des Schloßherrn, weil sie jeden Sommer in einer ihr freilich nicht zukommenden Blüte stand. Und das hing so zusammen. Aus dem sumptigen Schloßgraben hatte der Wind vor langer Zeit schon ein fremdes Samenorn in den Hübel der kranken Aloe geweht, und alljährlich schossen infolge davon aus der Mitte der schon angelegten Aloeblätter die weiß und roten Dolben des Wasserlilich oder des *Dalmanthus umbellatus* auf. Jeder Fremde, der kam, wenn er nicht zufällig ein Stenker war, nahm diese Dolben für richtige Aloeblüten, und der Schloßherr hütete sich wohl, diesen Glauben, der eine Quelle der Erheiterung für ihn war, zu zerstreuen.

Und wie denn alles hier herum den Namen Stechlin führte, so natürlich auch der Schloßherr selbst. Auch er war ein Stechlin.

Dubslav von Stechlin, Major a. D. und schon ein gut Stück über die Sechzig hinaus, war der Typus eines Märkischen von Adel, aber von der milderen Oberhand, eines jener erquicklichen Originale, bei denen's selbst die Schwächen in Vorzüge verwandelt. Er hatte noch ganz das eigentümlich sumptuöse beherrschende Selbstgefühl all derer, die „schon vor den Hohenzollern da waren“, aber er begte dieses Selbstgefühl nur ganz im Stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so klebete sich's in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinen ganzen Weisen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein schönster Zug war eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität, und Mitleid und Lieberlichkeit (während er sonst eine Neigung hatte, fünf gerade sein zu lassen) waren so ziemlich die einzigen Dinge, die ihn erwiderten. Er hörte gern eine freie Meinung, je drastischer und extremer, desto besser. Daß sich diese Meinung mit der seinigen deckte, lag ihm fern zu wünschen. Meist das Gegenteil. Paradoxen waren seine Passion. „Ich bin nicht klug genug, selber welche zu machen, aber ich freue mich, wenn's andre thun; es ist doch immer was drin. Unausprechbare Wahrheiten giebt es überhaupt nicht, und wenn es welche giebt, so sind sie langweilig.“ Er ließ sich gern was vorplaudern und plauderte selber gern.

Des alten Schloßherrn Lebensgang war märkischerförmlich gewesen. Von jung an lieber im Sattel als bei den Büchern, war er erst nach zweimaliger Scheiterung freiwillig durch das Fährischseramen gethenert und gleich danach bei den brandenburgischen Kürassieren eingetreten, bei denen selbstverständlich auch schon sein Vater gestanden hatte. Dieser sein Eintritt ins Regiment fiel so ziemlich mit dem Regimentsaufrück Friedrich Wilhelms IV. zusammen, und wenn's Jassen erwähnte, so hob er, sich selbst verständigend, gerne hervor, „daß alles Große seine Begleitererfahrungen habe“. Seine Jahre bei den Kürassieren waren im wesentlichen Friedensjahre gewesen; nur anno vierundsechzig war er mit in Schleswig, aber auch hier, ohne „zur Aktion“ zu kommen. „Es kommt übrigens für einen Märkischen nur darauf an, überhaupt mit dabei gewesen zu sein; das andre steht in Gottes Hand.“ Und er schmunzelte, wenn er de Zeichen sagte, seine Hörer jedesmal in Zweifel darüber lassend, ob er's ernsthaft oder überhöft gemeint habe. Wenig mehr als ein Jahr vor Ausbruch des vierundsechziger Kriegs war ihm ein Sohn geboren worden, und kaum wieder in seine Garnison Brandenburg eingerückt, nahm er den Abschied, um sich auf sein seit dem Tode des Vaters halb verödetes Schloß Stechlin zurückzuziehen. Hier warteten seiner glücklichen Tage, seine glücklichsten, aber sie waren von kurzer Dauer — schon das Jahr darauf starb ihm die Frau. Sich eine neue zu nehmen, widerstand ihm, halb aus Ordnungssinn und halb aus ästhetischer Rücksicht. „Wir glauben doch alle mehr oder weniger an eine Auferstehung.“ (das heißt, er persönlich glaubte eigentlich nicht daran), „und wenn ich dann oben ankomme mit einer rechts und einer links, so is das doch immer eine geneiische Sache.“ Diese Worte — wie denn der Eltern Thun nur allzu häufig der Mißbilligung der Kinder begegnet — richteten sich in Wirklichkeit gegen seinen dreimal verheiratet gewordenen Vater, an dem er überhaupt allerlei Großes und Kleines auszuweisen hatte, so beispielsweise auch, daß man ihm, dem Sohne, den pommerischen Namen „Dubslav“ beigelegt hatte. „Gewiß, meine Mutter war eine Pommerische, noch dazu von der Insel Usedom, und ihr Bruder, nun ja, der hieß Dubslav. Und so war denn gegen den Namen schon um des Onkels willen nicht viel einzuwenden, und um so weniger, als er ein Erbonkel war. (Daß er mich schließlich schändlich im Stich gelassen, ist eine Sache für sich.) Aber trotzdem bleib' ich dabei, solche Namensmancherlei verwirrt bloß. Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldeemar. Weiß im Lande und laufe dich redlich. Wer aus Friesland is, darf nicht Noal heißen.“

Dubslav von Stechlin blieb also Witwer. Das ging nun schon in die dreißig Jahre. Anfangs

war's ihm schwer geworden, aber jetzt lag alles hinter ihm, und er lebte „comme philosophe“ nach dem Wort und Vorbild des großen Königs, zu dem er jeberzeit bewundernd aufblickte. Das war sein Mann, mehr als irgendwer, der sich seitdem einen Namen gemacht hatte. Das zeigte sich jedesmal, wenn ihm gesagt wurde, daß er einen Bismardtkopf habe. „Nun ja, ja, den hab' ich; ich soll ihm sogar ähnlich sehen. Aber die Leute sagen es immer so, als ob ich mich dafür bedanken müßte. Wenn ich nur wüßte, bei wem; vielleicht beim lieben Gott, oder am Ende gar bei Bismard selbst. Die Stechline sind aber auch nicht von schlechten Eltern. Außerdem, ich für meine Person, ich habe bei den sechsten Kürassieren gestanden, und Bismard bloß bei den siebenten, und die kleinere Zahl ist in Preußen bestar'tlich immer die größere; — ich bin ihm also ein'n über. Und Friedrichsruh, wo alles jetzt hinplagt, soll auch bloß 'ne Rate sein. Darin sind wir uns also gleich. Und solchen See, wie den „Stechlin“, nur, den hat er schon ganz gewiß nicht. So was kommt überhaupt bloß selten vor.“

Ja, auf seinen See war Dubslav stolz, aber de „weniger auf sein Schloß, weshalb es ihn auch verdross, wenn es überhaupt so genannt wurde. Von den armen Leuten, die er sich's gefalben: „Für die ist es ein Schloß, aber sonst ist es ein alter Kasten und weiter nichts.“ Und so sprach er denn lieber von seinem „Haus“, und wenn er einen Brief schrieb, so stand darüber „Haus Stechlin“. Er war sich auch bewußt, daß es kein Schloßleben war, das er führte. Borden, als der alte Backsteinbau noch stand, mit seinen dicken Thürmen und seinem Luginsland, von dem aus man, über die Kronen der Bäume weg, weit ins Land hinaus sah, ja, damals war hier ein Schloßleben gewesen, und die derzeitigen alten Stechline hatten teilsgenommen an allen Festlichkeiten, wie sie die Ruppiner Grafen und die mecklenburgischen Herzöge gaben, und waren mit den Voigtburgern und den Passenwigen verschwägert gewesen. Aber heute waren die Stechline Leute von schwachen Mitteln, die sich nur eben noch halten und beständig bemüht waren, durch eine „gute Partie“ sich wieder leidlich in die Höhe zu bringen. Auch Dubslavs Vater war auf die Weise zu seinen drei Frauen gekommen unter denen freilich nur die erste das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hatte. Für den jetzigen Schloßherrn, der von der zweiten Frau stammte, hatte sich daraus leider kein unmittelbarer Vorteil ergeben, und Dubslav von Stechlin wäre kleiner und großer Sorgen und Verlegenheiten nie los und ledig geworden, wenn er nicht in dem benachbarten Granitz seinen alten Freund Baron Hirschfeld gehabt hätte. Dieser Alte, der den großen Gutsbesitzer am Markt und außerdem die Modelachen und Damenthüte hatte, hinsichtlich deren es immer hieß, „Person schickte ihm alles zuert“ — dieser alte Baron, ohne das „Geschäftliche“ darüber zu vergessen, hing in der That mit einer Art Zärtlichkeit an dem Stechliner Schloßherrn, was, wenn es sich gelegentlich mal wieder um eine neue Schuldverdreihung handelte, regelmäßig zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Hirschfeld Vater und Hirschfeld Sohn führte.

„Gott, Aldor, ich weiß, du bist fürs Neue. Aber was ist das Neue? Das Neue verammelt sich immer auf unserm Markt, und mal künnt es uns den Vaden und nimmt uns die Hüte, Stück für Stück, und die Reihfeder und die Strakenfeder. Ich bin fürs Alte und für den guten alten Herrn von Stechlin. Is doch der Vater von seinem Großvater gefallen in der großen Schlacht bei Prag und hat gezahlt mit seinem Leben.“

„Ja, der hat gezahlt. Freilich auch bloß mit seinem Leben. Aber der von heute . . .“

„Der zahlt auch, wenn er kann und wenn er hat. Und wenn er nicht hat, und ich sage: Herr von Stechlin, ich werde schreiben siebenhundert, dann sechst oder nicht und dann wackert er nicht. Und wenn er fippt, an, da haben wir das Objekt: Mittelboden und Wald und Jagd und viel Fischefang. Ich seh' es immer so ganz klein in der Perspektiv, und ich seh' auch schon den Strukturm.“

„Aber, Vaterleben, was sollen wir mit'm Strukturm?“

In dieser Richtung gingen öfters die Gespräche zwischen Vater und Sohn, und was der Alte

vorläufig noch in der „Perspektive“ sah, das wäre vielleicht schon Wirklichkeit geworden, wenn nicht Dubslaw um zehn Jahre ältere Schwester mit ihrem von der Mutter her ererbten Vermögen gewesen wäre; Schwester Adelheid, Domina zu Kloster Wus. Die half und sagte gut, wenn es schlecht stand oder gar zum Aufrücken zu kommen schien. Aber sie half nicht aus Liebe zu dem Bruder — gegen den sie, ganz im Gegenteil, viel einzuwenden hatte —, sondern lediglich aus einem allgemeinen stechlinischen Familiengefühl. Preußen war was und die Mark Brandenburg auch; aber das Wichtigste waren doch die Stechlin, und der Gedanke, das alte Schloß in andern Besitz und nun gar in einen solchen übergeben zu sehen, war ihr unerträglich. Und über all dies hinaus war ja noch ihr Vaterland da, ihr Heide Waldemar, für den sie all die Liebe hegte, die sie dem Bruder veragte.

Ja, die Domina half, aber solcher Hilfen unerachtet wuchs das Gefühl der Entfremdung zwischen den Geschwistern, und so kam es denn, daß der alte Dubslaw, der die Schwester in Kloster Wus weder gern besuchte noch auch ihren Besuch gern empfing, nichts von Umgang besah als seinen Pastor Lenz und seinen Lehrer Struppenhapel, zu denen sich allenthalben noch Oberförster Nagler gestellte, Nagler, der Feldjäger gewesen war und ein gut Stück Welt gesehen hatte. Doch auch diese drei kamen nur, wenn sie gerufen wurden, und so war eigentlich nur einer da, der in jedem Augenblicke Red' und Antwort fand. Das war Engelke, sein alter Diener, der seit beinahe fünfzig Jahren alles mit seinem Herrn durchlebt hatte, seine glücklichen Lieutenantsstage, seine kurze Ehe und seine lange Einsamkeit. Engelke, noch um ein Jahr älter als sein Herr, war dessen Vertrauter geworden, aber ohne Vertraulichkeit. Dubslaw verstand es, die Scheidewand zu ziehen. Uebrigens war' es auch ohne diese Kunst gegangen. Denn Engelke war einer von den guten Menschen, die nicht aus Berechnung oder Klugheit, sondern von Natur hingehend und demüthig sind und in einem treuen Diensten ihr Genüge finden. Alltags war er, so Winter wie Sommer, in ein Veinwoandshabit gekleidet, und nur wenn es zu Tisch ging, trug er eine richtige Kirtze von sandfarbenem Tuch mit großen Knöpfen dran. Es waren Knöpfe, die noch die Zeiten des Rheinsberger Prinzen Heinrich gesehen hatten, weshalb Dubslaw, als er mal wieder in Verlegenheit war, zu dem jüngst verstorbenen alten Herrn von Kortschadel gelangt hatte: „Ja, Kortschadel, wenn ich so meinen Engelke, wie er da geht und sieht, ins märkische Provinzialmuseum abliefern könnte, was kriegt' ich ein Jahrgehalt und wäre raus.“

Das war im Mai, daß der alte Stechlin diese Worte zu seinem Freunde Kortschadel gesprochen hatte. Seit aber war dritter Oktober und ein wundervoller Herbsttag dazu. Dubslaw, sonst empfindlich gegen Zug, hatte die Thüren aufmachen lassen, und von dem großen Portal her zog ein erandlicher Luftstrom bis auf die mit weiß und schwarzen Nischen gedeckte Veranda hinaus. Eine große, etwas schadhafte Marquise war hier herabgelassen und gab Schutz gegen die Sonne, deren Lichter durch die schadhafte Stellen hindurch schienen und auf den Nischen ein Schattenspiel aufführten. Gartenstühle standen umher, vor einer Bank aber, die sich an die Hauswand lehnte, waren doppelte Strohmatten gelegt. Auf eben dieser Bank, ein Bild des Behagens, sah der alte Stechlin in Joppe und breittrempeligen Hülshut und sah, während er aus seinem Meerisbaum alterlei Dinge blies, auf ein Mandell, in dessen Mitte, von Blumen eingefaßt, eine kleine Fontäne plätscherte. Rechts daneben lief ein sogenannter Boctenstiel, aus allerlei Gebälk zusammengemurrerter Ausschüßsturm aufragte. Ganz oben eine Plattform mit Rahmenten, daran die preussische Flagge wehte, schwarz und weiß, alles schon ziemlich verblüht.

Engelke hatte vor kurzem einen roten Streifen annähen wollen, war aber mit seinem Vorschlag nicht durchgedrungen. „Ach, ich bin nicht dafür. Das alte Schwarz und Weiß hält grade noch; aber wenn du was Neues dran nimmst, dann reicht es gewiß.“

Die Heide war ausgegangen, und Dubslaw wollte sich eben von seinem Platz erheben und nach Engelke

rufen, als dieser vom Gartenfaal her auf die Veranda herustrat.

„Das ist recht, Engelke, daß du kommst... Aber du hast da ja was wie 'n Telegramm in der Hand. Ich kann Telegramm nicht lesen. Immer ist einer tod, oder es kommt wer, der besser zu Hause bliebe.“

Engelke grünte. „Der junge Herr kommt.“

„Und das weißt du schon?“

„Ja, der Postbote hat es mir gesagt.“

„So, so, Dienstgeheimnis. Na, gib' her.“

Und unter diesen Worten brach er das Telegramm auf und las: „Lieber Papa. Bin sechs Uhr bei dir. Mer und von Gzato begleiten mich. Dein Wolbemar.“

Engelke stand und wartete.

„Ja, was da thun, Engelke?“ sagte Dubslaw und drehte das Telegramm hin und her. „Und aus Gremmen und von heute früh,“ fuhr er fort.

„Da müssen sie also die Nacht über in Gremmen gewesen sein. Auch kein Spaß.“

„Aber Gremmen ist doch so weit ganz gut.“

„Na, gewiß, gewiß. Bloß sie haben da so kurze Betten... Und wenn man, wie Wolbemar, stakkerist ist, kann man ja doch auch die acht Meilen von Berlin bis Stechlin in einer Pace machen. Warum also Nachquartier? Und Mer und von Gzato begleiten mich.“

„Ich kenne Mer nicht und kenne von Gzato nicht. Wahrscheinlich Regimentskameraden. Haben wir denn was?“

„Ich denk' doch, gnäd'ger Herr. Und wovon haben wir denn unse' Namself? Die wird schon was finden.“

„Nu gut. Also wie haben sie. Aber wen laden wir dazu ein? So bloß ich, das geht nicht. Ich mag mich keinem Menschen mehr vorsetzen.“

Gzato, das ginge vielleicht noch. Aber Mer, wenn ich ihn auch nicht kenne, zu so was Feinem wie Mer paßt' ich nicht mehr; ich bin zu altmodisch geworden. Was meinst du, ob die Gundermanns wohl können?“

„Ach, die können schon. Er' gewiß, und sie stinkt auch bloß immer so rum.“

„Also Gundermanns. Gut. Und dann vielleicht Oberförsters. Das älteste Kind hat freilich die Matern, und die Frau, das heißt die Gemahlin (und Gemahlin' ist eigentlich auch noch nicht genug), die erwartet mal wieder. Man weiß nie recht, wie man mit ihr dran ist und wie man sie nennen soll.“

Oberförsterin Nagler oder Durchlaucht. Aber man kann's am Ende veruchen. Und dann unter Pastor. Der hat doch meigstens die Bildung. Gundermann allein ist zu wenig und eigentlich bloß ein Klutenreter. Und seitdem er die Siebenmühlen hat, ist er noch weniger geworden.“

Engelke nickte.

„Na, dann schick also Martin. Aber er soll sich proper machen. Oder vielleicht ist Brose noch da; der kann ja auf seinem Retourgang bei Gundermanns mit' ranhen. Und soll da sagen, Neben Uhr, aber nicht früher; sie sitzen sonst so lange rum, und man weiß nicht, wovon man reden soll. Das heißt mit ihm; sie redt' immerzu... Und gib' Brose auch 'nen Korns und fünfzig Pfennig.“

„Ich werd' ihm dreißig geben.“

„Nein, nein, fünfzig. Erst hat er ja doch was gebracht, und nu nimmt er wieder was mit. Das ist ja so gut wie doppelt. Also fünfzig. Knapp' ihm nichts ab.“

II.

Hiemlich um dieselbe Zeit, wo der Telegraphenbote bei Gundermanns vorsprach, um die Bestellung des alten Herrn von Stechlin auszurichten, ritten Wolbemar, Mer und Gzato, die sich für sechs Uhr angemeldet hatten, in breiter Front von Gremmen ab; Fris, Wolbemar's Reitknecht, folgte den dreien. Der Weg ging über Rug. Als sie bis in Nähe von Dorf und Kloster dieses Namens gekommen waren, bog Wolbemar vorsichtig nach links hin aus, weil er der Möglichkeit entgegen wollte, seiner Tante Adelheid, der Domina des Klosters, zu begegnen. Er stand zwar gut mit dieser und hatte sogar vor, ihr, wie herkömmlich, auf dem Rückwege nach Berlin seinen Besuch zu machen, aber in diesem Augenblicke hatte ihm solche Begegnung, die sein prüfliches Ginstressen in Stechlin gehindert haben würde, herzlich leidlich. So beschrieb er denn einen weiten Halbkreis und hatte das Kloster

schon um eine Viertelstunde hinter sich, als er sich wieder der Hauptstraße zuwandte. Diese, durch Moor- und Bieliggründe führend, war ein vorzüglicher Reitweg, der an vielen Stellen noch eine Grasnarbe trug, weshalb es anderthalb Meilen lang in einem scharfen Trabe vorwärts ging, bis zu einer Avenne heran, die geradlinig auf Schloß Stechlin zuführte. Hier ließen sie die Zügel fallen und ritten im Schritt weiter. Ueber ihnen wölben sich die schönen alten Kastanienbäume, was ihrem Antritt etwas Anheimelndes und zugleich etwas beinahe Feierliches gab.

„Das ist ja wie ein Kirchenschiff,“ sagte Mer, der am linken Flügel ritt. „Finden Sie nicht auch, Gzato?“

„Wenn Sie wollen, ja. Aber Pardon, Mer, ich finde die Wendung etwas trivial für einen Ministerial-assessor.“

„Nun gut, dann sagen Sie was Besseres.“

„Ich werde mich hüten. Wer unter solchen Umständen was Besseres sagen will, sagt immer was Schlechteres.“

Unter diesen sich noch eine Weile fortsetzenden Gespräche waren sie bis an einen Punkt gekommen, von dem aus man das am Ende der Avenne sich aufbauende Bild in aller Klarheit überblicken konnte. Dabei war das Bild nicht bloß klar, sondern auch so frappierend, daß Mer und Gzato unwillkürlich anhielten.

„Alle Wetter, Stechlin, das ist ja reizend,“ wandte sich Gzato zu dem am andern Flügel reitenden Wolbemar. „Ich find' es geradezu märchenhaft, Fata Morgana — das heißt, ich habe noch keine gesehen. Die gelbe Wand, die noch das letzte Tageslicht auffängt, das ist wohl Ihr Jambertschloß? Und das Stüchchen Grau da links, das tariert' ich auf eine Kirchenmauer. Bleibt nur noch der Stofsaun an der andern Seite; — da wohnt natürlich der Schulmeister. Ich verbiirge mich, daß ich's damit getroffen. Aber die zwei schwarzen Meien, die da grad' in der Mitte stehen und sich von der gelben Wand abheben (abheben' ist übrigens auch trivial; entschuldigen Sie, Mer), die stehen ja da wie die Cherubim. Allerdings etwas zu schwarz. Was sind das für Leute?“

„Das sind Findlinge.“

„Findlinge?“

„Ja, Findlinge,“ wiederholte Wolbemar. „Aber wenn Ihnen das Wort anständig ist, so können Sie sie auch Monolithen nennen. Es ist merkwürdig, Gzato, wie hochgradig verwöhnt im Ausdruck Sie sind, wenn Sie nicht gerade selber das Wort haben... Aber nun, meine Herren, müssen wir uns wieder in Trab setzen. Ich bin überzeugt, mein Papa steht schon ungeduldig auf seiner Kampe, und wenn er uns so im Schritt ankommend sieht, denkt er, wir bringen eine Trauernachricht oder einen Verwundeten.“

Wenige Minuten später, und alle drei trabten denn auch wirklich, von Fris gefolgt, über die Bohlenbrücke fort, erst in den Vorhof hinein und dann an der blanken Glaszettel vorbei. Der Alte stand bereits auf der Kampe, Engelke hinter ihm und hinter diesem Martin, der alte Kutscher. Im Nu waren alle drei Reiter aus dem Sattel, und Martin und Fris nahmen die Pferde. So trat man in den Flur. „Glaubte, lieber Papa, die zwei liebe Freunde von mir vorzustellen: Assessor von Mer, Hauptmann von Gzato.“

Der alte Stechlin schüttelte jedem die Hand und sprach ihnen aus, wie glücklich er über ihren Besuch sei. „Seien Sie mir herzlich willkommen, meine Herren. Sie haben keine Ahnung, welche Freude Sie mir machen, mir, einem vergdähten alten Einsiedler. Man sieht nichts mehr, man hört nichts mehr. Ich hoffe auf einen ganzen Saal voll Neugierigen.“

„Ach, Herr Major,“ sagte Gzato, „wir sind ja schon vierundzwanzig Stunden fort. Und ganz abgesehen davon, wer kann heutzutage noch mit den Zeitungen konkurrieren! Ein Glück, daß manche prinzipiell einen Posttag zu spät kommen. Ich meine mit den neuesten Nachrichten. Vielleicht auch sonst noch.“

„Sehr wahr,“ lachte Dubslaw. „Der Kon-servatismus soll übrigens, seinem Wesen nach, eine Premsse sein; damit muß man vieles entschuldigen.“



Juwelen. Nach dem Gemälde von W. v. Gschobert.

Aber da kommen Ihre Mantelfäde, meine Herren, Engelste, führe die Herren auf ihr Zimmer. Wir haben jetzt sechsbeiwertel. Um sieben, wenn ich bitten darf."

Engelste hatte mittlerweile die beiden von Dubslav etwas atmisch als „Mantelfäde“ bezeichneten Kleidrollen in die Hand genommen und ging damit, den beiden Herren voran, auf die doppelarmige Treppe zu, die gerade da, wo die beiden Treppentritte sich kreuzten, einen ziemlich geräumigen Boden mit Säulengalerie bildete. Zwischen den Säulchen aber, und zwar mit Blick auf den Flur, war eine Nofoto-Uhr angebracht, mit einem Zeitgott darüber, der eine Spitze führte. Czako wies darauf hin und sagte leise zu Ner: „Ein bißchen gränlich.“ — ein Gefühl, dem er sich beharrt sah, als man bis auf den mit ungeheurer Raumverwendung angelegten Oberflur gekommen war. Ueber einer nach hinten zu gelegenen Saalthür hing eine Holztafel mit der Aufschrift: „Museum“, während hüten und drüben, an den Flurwänden links und rechts, mächtige Birkenmosen- und Ebenholzschränke standen, wahre Prachtschätze, mit zwei großen Bildern dazwischen, eines eine Burg mit hohen Bastionswänden, das andre ein überlebensgroßer Ritter, augenscheinlich aus der Freundeszeit, wo das bunt Landbesitzliche schon die Mähnung zu drapieren begann.

„Ja wohl ein Ahn?“ fragte Czako.

„Ja, Herr Hauptmann. Und er ist auch unten in der Kirche.“

„Auch so wie hier?“

„Nein, bloß Grabstein und schon etwas abgetreten. Aber man sieht doch noch, daß es derselbe ist.“

Czako nickte. Dabei waren sie bis an ein Wohnzimmer gekommen, das mit der einen Seite nach dem Flur, mit der andern Seite nach einem schmalen Gang hin lag. Hier war auch die Thür. Engelste, vorangehend, öffnete und hing die beiden Kleidrollen an die Haken eines hier gleich an der Thür stehenden Kleiderbüblers. Unmittelbar daneben war ein Klingelzug mit einer grünen, etwas ausgefrachten Puschel daran. Engelste wies darauf hin und sagte: „Wenn die Herren noch was wünschen... Und um sieben... Zweimal wird angeschlagen.“

Und damit ging er, die beiden ihrer Bequemlichkeit überlassend.

Es waren zwei nebeneinander gelegene Zimmer, in denen man Ner und Czako untergebracht hatte, das vordere größer und mit etwas mehr Aufwand eingerichtet, mit Stuhlspiegel und Toilette, der Spiegel sogar zum Klappen. Das Bett in diesem vorderen Zimmer hatte einen kleinen Himmel und daneben eine Stogere, auf deren oberem Brettchen eine Meißner Figur stand, ihr obenhin kurzes Mädchen lächelnd, während auf dem unteren Brett ein Neues Testament lag, mit Kreuz und Kreuz und einem Palmzweig auf dem Deckel.

Czako nahm das Meißner Püppchen und sagte: „Wenn nicht unser Freund Waldemar bei diesem Arrangement seine Hand mit im Spiel hat, so haben wir hier in Bezug auf Requisiten ein Ahnungsvermögen, wie's nicht größer gedacht werden kann. Das Püppchen pour moi, das Testament pour vous.“

„Czako, wenn Sie doch bloß das Reden lassen könnten!“

„Ach, sagen Sie doch so was nicht, Ner; Sie lieben mich ja bloß um meiner Nekerereien willen.“

Und nun trat er, von dem Vorzimmer her, in den etwas kleineren Wohnraum, in dem Spiegel und Toilette fehlten. Dafür aber war ein Nofotosofa da, mit hellblauem Atlas und weißen Kissen darauf.

„Ja, Ner,“ sagte Czako, „wie teilen wir nun? Ich denke, Sie nehmen nebenan den Himmel, und ich nehme das Nofotosofa, noch dazu mit weißen Kissen, vielleicht Ellen. Ich wette, das kleine Ding von Sofa hat eine Geschichte.“

„Nofoto hat immer eine Geschichte,“ bestätigte Ner. „Aber hundert Jahr zurück. Was jetzt hier hängt, steht mir, Gott sei Dank, nicht danach aus. Ein bißchen Spyt trau' ich diesen alten Kasten allerdings schon zu; aber keine Nofotogeschichte. Nofoto ist doch immer unstilllich. Wie gefällt Ihnen übrigens der Alte?“

„Vorzüglich. Ich hätte nicht gedacht, daß unser

Freund Waldemar solchen famosen Alten haben könnte.“

„Das klingt ja beinahe,“ sagte Ner, „wie wenn Sie gegen unsern Stechlin etwas hätten.“

„Was durchaus nicht der Fall ist. Unser Stechlin ist der beste Steel von der Welt, und wenn ich das verdammte Wort nicht hätte, würd' ich ihn sogar einen perfekten Gentleman nennen müssen. Aber...“

„Nun...“

„Aber er paßt doch nicht recht an seine Stelle.“

„An welche?“

„In sein Regiment.“

„Aber Czako, ich verstehe Sie nicht. Er ist ja brillant angeschrieben. Liebling bei jedem. Der Oberst hält große Stücke von ihm, und die Prinzen machen ihn beinahe den Hof...“

„Ja, das ist es ja eben. Die Prinzen, die Prinzen.“

„Was denn, wie denn?“

„Ach, das ist eine lange Geschichte, viel zu lang, um sie hier vor Tisch noch auszukramen. Denn es ist bereits halb, und wir müssen uns eilen. Uebrigens trifft es viele, nicht bloß unsern Stechlin.“

„Immer dunkler, immer rätselhafter,“ sagte Ner.

„Nun, vielleicht daß ich Ihnen das Rätsel löse. Schließlich kann man ja Toilette machen und noch seinen Diskurs daneben haben. Die Prinzen machen ihm den Hof,“ so geruhten Sie zu bemerken, und ich antwortete: „Ja, das ist es eben.“

Und diese Worte kann ich Ihnen nur wiederholen. Die Prinzen — damit hängt es zusammen, oder, um es noch deutlicher zu sagen, damit, daß die Prinzen Regimente immer feiner werden. Kunden Sie sich mal alte Manglisten an, das heißt wirklich alte, voriges Jahrhundert und bis Anno sechs. Da finden Sie bei Regiment Garde du Corps oder bei Regiment Gen darmes unsere guten alten Namen: Marwig, Wafentig, Strauch, Löschbrand, Breckow, Hochow, höchstens daß sich mal ein höher betitelter Schlesiener mit hinein verirrt. Natürlich gab es auch Prinzen damals, aber der Adel gab den Ton an, und die paar Prinzen mußten noch froh sein, wenn sie nicht störten. Damit ist es nun aber, seit wir Kaiser und Reich sind, total vorbei. Natürlich sprech' ich nicht von der Provinz, nicht von Titanen und Naturen, sondern von der Garde, von den Regimentern unter den Augen seiner Majestät. Und nun gar erst diese Garbedragoner! Die waren immer viel, aber seit sie, pour combler le bonheur, auch noch Königin von Großbritannien und Irland sind, wird es immer mehr davon, und je tiefer sie werden, desto mehr Prinzen kommen hinein, von denen übrigens auch jetzt schon mehr da sind, als es so obenhin aussieht, denn manche sind welche und dürfen es bloß nicht sagen. Und wenn man dann gar noch die alten mitrechnet, die bloß à la suite stehn, aber doch immer noch mit dabei sind, wenn irgend was los ist, so haben wir, wenn der Kreis geschlossen wird, zwar kein Parlett von Königen, aber doch einen Girtus von Prinzen. Und da hinein ist nun unser guter Stechlin gestellt. Natürlich thut er, was er kann, und macht so gewisse Kuraffe mit, Gefühlskuraffe, Gefinnungskuraffe, und wenn es sein muß, auch Freiheitskuraffe. So 'nen Schimmer von Sozialdemokratie. Das ist aber auf die Dauer schwierig. Richtige Prinzen können sich das leisten, die verhebeln nicht leicht. Aber Stechlin! Stechlin ist ein reizender Steel, aber er ist doch bloß ein Mensch.“

„Und das sagen Sie, Czako, gerade Sie, der Sie das Menschliche stets betonen?“

„Ja, Ner, das thut' ich. Denn wie immer. Aber eines schickt sich nicht für alle. Der eine darf's, der andre nicht. Wenn unser Freund Stechlin sich in diese seine alte Schloßkate zurückzieht, so darf er Mensch sein, so viel er will, aber als Garbedragonier kommt er mit dem bloßen alten Menschen nicht aus. Vom alten Adam will ich nicht sprechen, das hat noch so 'ne Nebenbeutung.“

Während Ner und Czako Toilette machten und abwechselnd über den alten und den jungen Stechlin verhandelten, schritten die, die den Gegenstand dieser Unterhaltung bildeten, Vater und Sohn, im Garten auf und ab und hatten auch überreits ihr Gespräch. „Ich bin dir dankbar, daß du mir deine Freunde mitgebracht hast. Hoffentlich kommen sie auf ihre Kosten. Mein Leben verläuft ein bißchen zu einfach,

und es wird obenhin gut sein, wenn ich mich wieder an Menschen gewöhne. Du wirst gesehen haben, daß unser guter alter Kortschädel gestorben ist, und in etwa vierzehn Tagen haben wir hier 'ne Neuwahl. Da muß ich denn 'ran und mich populär machen. Die Konfessionen wollen mich haben und keinen andern. Eigentlich mag ich nicht, aber ich soll, und da paßt es mir denn, daß du mir Leute bringst, an denen ich mich für die Welt sozusagen wieder wie einüben kann. Sind sie denn ausgiebig, plauderkraftig?“

„O sehr, Papa, vielleicht zu sehr. Wenigstens der eine.“

„Das is gewiß der Czako. Sonderbar, die von Alexander reden alle gern. Aber ich bin sehr dafür; Schweigen leid't nicht leben. Und dann sollen wir uns ja auch durch die Sprache vom Tier unterscheiden. Also wer am meisten red't, ist der reinste Mensch. Und diesem Czako, dem hab' ich es gleich angesehen. Aber der Ner. Du sagst Ministerialoffizier. Ist er denn von der frommen Familie?“

„Nein, Papa. Du machst dieselbe Verwechslung, die beinahe alle machen. Die fromme Familie, das sind die Neker's, gränlich und sehr vornehm. Die Ner natürlich auch, aber doch nicht so hoch hinaus und auch nicht so fromm. Allerdings nimmt mein Freund, der Ministerialoffizier, einen Anlauf dazu, die Neker's womöglich einzuholen.“

„Dann hab' ich also doch recht gesehen. Er hat so die Figur, die so was vermuten läßt, ein bißchen wenig Fleisch und so glatt rasiert. Habt ihr denn beim Rasieren in Gremmen gleich einen gefunden?“

„Er hat alles immer bei sich; lauter englische. Von Solingen oder Zahl will er nichts wissen.“

„Und muß man ihn denn vorständig anfaßen, wenn das Gespräch auf kirchliche Dinge kommt? Ich bin ja, wie du weißt, eigentlich kirchlich, wenigstens kirchlicher als mein guter Pastor (es wird immer schlimmer mit ihm), aber ich bin so im Ausdruck mitunter ungenierter, als man vielleicht sein soll, und bei niedergefahren zur Hölle kann mir's passieren, daß ich wolens volens ein bißchen tolles Zeug rede. Wie steht es denn da mit ihm? Muß ich mich in acht nehmen? Oder macht er bloß so mit?“

„Das will ich nicht geradezu behaupten. Ich denke mir, er steht so wie die meisten stehn; das heißt, er weiß es nicht recht.“

„Ja, so, den Zustand kenn' ich.“

„Und weil er es nicht recht weiß, hat er sozusagen die Auswahl und wählt das, was gerade gut und nach oben hin empfiehlt. Ich kann das auch so schlimm nicht finden. Einige nennen ihn einen Streber. Aber wenn er es ist, ist er jedenfalls feiner von den schlummen. Er hat eigentlich einen guten Charakter, und im cercle intime kann er reizend sein. Er verändert sich dann nicht in dem, was er sagt, oder doch nur wenig, aber ich möchte sagen, er verändert sich in der Art, wie er zuhört. Czako meint, unser Freund Ner habe sich mit dem Ehr für das schablos, was er mit dem Munde versäumt. Czako wird überhaupt am besten mit ihm fertig; er schraubt ihn beständig, und Ner, was ich reizend finde, läßt sich diese Schraubereien gefallen. Daran sieht du schon, daß sich mit ihm leben läßt. Seine Frömmigkeit ist keine Lüge, bloß Erziehung, Angewohnheit, und so schließlich seine zweite Natur geworden.“

„Ich werde ihn bei Tisch neben Lorenzen setzen; die mögen dann beide sehn, wie sie miteinander fertig werden. Vielleicht erleben wir 'ne Befehung. Das heißt Ner den Pastor. Aber da höre ich eine Kunde die Dorfstraße raufkommen. Das sind natürlich Gundermanns; die kommen immer zu früh. Der arme Steel hat mal was von der Höflichkeit der Könige gehört und macht jetzt einen zu weitgehenden Gebrauch davon. Autodidatten übertreiben immer. Ich bin selber einer und kann also mitreden. Nun, wir sprechen morgen früh weiter; heute wird es nichts mehr. Du wirst dich auch noch ein bißchen striegeln müssen, und ich will mir 'nen schwarzen Kof anziehen. Das bin ich der guten Frau von Gundermann doch schuldig; sie puzt sich übrigens nach wie vor wie 'n Schlittenpferd und hat immer noch den merkwürdigen Federbusch in ihrem Hoop — das heißt, wenn's ihrer ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Jahrmarktsbummel.

Adele Hindermann.

Der Negersfürst aus dem tiefsten Innern Afrikas! Lebend eingefangen! Zehn Pfennige die à Person! Verschämte doch keiner die Gelegenheit, geübte Herrschaften! Ausnahmispreise nur heute!

Manchmal mußte er seine Rede unterbrechen, der Mann mit der Herculesfigur, der an der Kasse stand, weil ein schamerliches Weibchen aus dem Innern der Vade tönte und eine schwarze Teufelsband an langen, härtem Arm sich drohend durch die Gitterschleife reckte.

Die Primaner, die draußen durch die Reihen wandelten, sandten durch ihre Klemmgeläster mitleidigspöttische Blide über den „Alimbin“; die Sertaner griffen in die Taschen und wählten nach einem Zehn-pfennigstück, und den kleinen Mädchen sträubten sich vor Entsetzen die Haare, soweit die seltsamen roten braunen und blonden Köpfechen dies zuließen.

Es mußte doch gräßlich schön sein!

Wieder heulte der Anhold, wieder krallte sich die furchtbare Hand um die Gitterschleife und rüttelte während daran, bis der Mann mit der Herculesfigur, der mit einer Art Zweer bewaffnet war, ihn ein zitterndes Mannchen durch das Gitter reichte.

Es war ein niedliches weißes Tierchen mit gelben Flecken — nebenbei bemerkt: noch fünfmal im Laufe des Nachmittags sah ich dieses gelbgefleckte Mannchen hinter dem Gittergitter verschwinden.

Meine Herrschaften, er frißt es lebend mit Haut und Haaren; bis vor zwei Monaten hat er überhaupt nichts andres als Menschenfleisch gefressen — morgen wieder zwanzig Pfennig der Eintritt, heute nur zehn Pfennig die à Person!

Meine Freundin Julie zapfte mich am Aermel: „Da muß ich hinein, und wenn es dreißig Pfennig die à Person kostete!“ rante sie mir zu. Sie kam aus Berlin und sahnete bei uns formwährend am Kleinstadtkonf. Das ärgerte mich eigentlich etwas.

Dem so arg Kleinstadt sind wir gar nicht. Wir haben eine Dampfbahn, auf die wir mit Recht stolz sind, einen Kringelwagen, der, wenn die Pferde nicht gerade anderweitig gebraucht werden, jede Stunde pünktlich nach der Bahn fährt; wir haben weiter eine bis zehn Uhr erleuchtete Rathausuhr, drei veritable Wigelru (der dritte arbeitet noch an sich, und ich zweifle fast, daß er den göttlichen Funken zu seinem Beruf in sich hat) und zwei Geschäfte, in denen man an der Kasse zahlt. Mehrere Buch- und Kunsthandlungen bieten in ihren Schaufenstern stets die neuesten Erscheinungen auf allen Gebieten, so zum Beispiel Illustrationen aus dem Trompeter von Säckingen, die Königin Luise in Kabinett, Doudoirs und Bancelformat, und letztlich eine mit Nontgenstrahlen photographierte Hand, Herr Hbach hat seiner Verlobtloftel neuerdings einige Sander-manns eimerleibt, denn er ist ein Mann, der mit seiner Zeit fortgeschritten und es als Ehrenpflicht betrachtet, seine Leser auch mit den „Allerjüngsten“ bekannt zu machen; zwei Regierungssafforen und Frau Doktor Wellmann zapfte die „Neue Kunst“, und Pastor Berg malt nicht nur selbst, sondern spricht auch sehr gewandt über Plein-air. Was diese Großstädter nur denken? Es gibt auch bei uns Bildung, Fortschritt, Emanzipation! Es ist zum Beispiel so gut wie verbürgt, daß die drei Hand-mannschen Töchter öfters Zigaretten rauchen; sogar eine radfahrende Dame hatten wir kürzlich zu verzeichnen; allerdings mußte sie, da sie die Kühnheit so weit trieb, in Noten zu rabeln, sich gefallen lassen, von der Gesellschaft lautlos und unerblickt an-gestochen zu werden. Sie zog von M. fort, nach Dresden, wo solche Blüten der Decadence wohl besser gedeihen mögen als bei uns. Wenn ich nach all diesem noch hinzufüge, daß wir alljährlich unsere zwei bis drei Ständälchen haben, die sich denen von Berlin W., O., S. oder N. würdig an die Seite stellen könnten, wird man mir zugestehen müssen, daß wir für jemand, der auf Kleinstadtkonf sahnet, auch nicht die geringste Handhabe bieten.

Und so mehr verlegte es mich, wenn ich meine Freundin Julia stets mit amüsiertem Lächeln umhergehen und von Zeit zu Zeit etwas in ein elegantes grün-

lebernes Notizbuch fröhlich sah. O ja, sie ging sehr systematisch vor, im Interesse ihrer Jourfr-Gäste für den kommenden Winter! Ich sah uns schon alle in ihrem Salon parirtiert! Die gute Frau Kanzlei-rat Albers, die sich von uns jeden eben gekauften Sofaen bogte, um ihn der Frau Müller drüben zum Kerger ein paar Tage unter ihr Küchenfenster zu hängen; ich hörte sie — Julia — schon ganz deutlich in Berlin erzählen von der geistigen Nahrung in M., die aus vier Konzerten des Gesangvereins „Wohlgenut“ und den Zehnjäger Quartettängern bestehe. Hatte sie mich doch grinsend gefragt, ob wir das alles auch in den kurzen sechs Winter-monaten verdauen könnten, ohne unsern Nerven zu schaden! Unsere Wohnungseinrichtungen, auch die an-erkannt stilvollsten, wirkten bei ihr lebendig auf die Sachmuselei, denn in ihren Augen fing der Mensch erst an, vollwertig erst genommen zu werden, wenn er im Queen-Anne-Stil möbliert war. Ich mit eng-lischem Beloit unangab, für französische Gobelins schwärmte und deutsche Malereien nur dann gelien ließ, wenn darauf die Bäume wie umgedrehte Reien-stiele und das Wasser wie Trichinen im Mikroskop aussahen.

Diese letzte Bemerkung war ich so unvorsichtig, ihr gegenüber zu äußern, was mir einen vernichtenden Blick, ein mitleidiges Achselzucken und ein paar Worte, die nach „inferiorer Gedemad“ Langen, eintrug. Darauf öffnete sie frumm das entsefliche grüne Notizbuch und schrieb. Ich glaube, ich werde nie mehr grüne Notizbücher leiden können.

Ja so, und nun wollte sie den Negersfürsten sehen. Sie stand schon oben an der Kasse und ich neben ihr, ehe ich's mich verließ.

„Das ist recht, meine Damen, die Vorstellung wird sofort beginnen. Zehn Pfennig? Nun ja, aber die Damen wollen doch gewiß lieber auf den ersten Platz, also zwanzig die à Person, wenn ich bitten darf!“

„Natürlich erster Platz,“ sagte Julie mit tiefem Ernst, „heute wollen wir mal etwas drausgehen lassen.“

Ein erhöhtes Podium, und der leere Zuschauer-raum davor durch einen Strich in zwei Hälften ge-teilt; eine leuchtend rote Stattungardine, rings um die vordere Hälfte gespannt, stempelte diesen Raum zum ersten Platz, für die oberen Zehntausend der Jahr-marktsbesucher bestimmt.

Einstweilen bestanden diese nur aus uns zweien, der andre Platz war noch völlig leer.

Und draußen ging das Gedrüll und Geschrei und Geklingel unheimlich seinen Gang.

Lange Minuten verannen. „O je,“ sagte Julia lächlich und trat vor einen Fuß auf den andern, denn es war scheinlich kalt auf dem feuchten Erd-boden, und sie hatte — natürlich! — ganz leichte gelbe Schuhe an.

Aber allmählich füllte es sich doch.

Ein paar Soldaten, drei sickernde Paffische mit ebentwiel Sekundären hintendreten, zwei süße kleine Pützchen in Matrosenanzügen mit erwartungs-voll aufgerissenen Augen und so weiter.

Nun tauchten drei kleine Mädchen am Eingang auf. Die kleinste — wohl kaum sechs Jahre alt — blieb aber plötzlich stehen, als gerade hinter dem Gitter wieder das Weibchen anhub.

„Nein, nein,“ sagte sie weinerlich, „ich will draußen bleiben, ich bin so gräßlich dange!“

„Ach Unsinn, komm nur!“

„Du bist ein Schaf, Lieschen,“ sagte verächtlich die Größte mit dem blaffen Gesicht und der mageren Figur.

Die Kleine ließ sich überreden; halb gezogen ging sie vorwärts, und dicht vor dem Podium, so daß sie gerade vor uns standen, machten die drei Kinder Halt.

„Sie reißt nämlich zum erstenmal mit,“ sagte erklärend das dritte kleine Mädel, das sehr elegant, aber ein klein wenig theatralisch angezogen war: ein schönes hellblondes Kind mit rotem Seiden-plüschmantel und malerischen Hut auf den offenen Haaren.

Die Größere suchte die Mädeln. „Ach so; na, dann freilich!“

„Als sie vorhin bei uns fuhr,“ erzählte die Blonde weiter, „mochte sie nicht mal auf einem

großen Pferde sitzen, und sie ist doch schon sechs Jahre alt!“

„Pah,“ sagte die andre mit kurzem Lachen, „als ich drei Jahre alt war, stand ich schon feste auf einem lebendigen Pferde!“

Die Kleinste riß die blauen Augen auf: „Hilfst du denn nicht runter?“

„Natürlich zuerst; aber dann gab's Wische, und schließlich fiel ich nicht mehr.“ Sie sprach in einer eigentümlich kalten, trockenen Art, die entschieden etwas Unfindliches hatte. „Ihr könnt nachher bei uns zusehen,“ sagte sie gönnerhaft hinzu, „um sieben fangen wir an. Wenn ich nur wüßte, wie spät es ist —“

Ich brannte längst darauf, diesem Kleeblatt etwas näher zu treten, und sah nun schelmig nach meiner Uhr.

„Es ist dreiviertel sieben, Kleine.“

Sie machte einen starr und sagte: „Danke schön“, dann zu den andern Kindern gewendet: „Ich kann nicht mehr warten, ich muß fort, adieu. Also ihr kommt. Sagt nur an der Kasse, Manka hätte euch herbestellt.“

Wie eine kleine Schlange glitt sie durch die Umstehenden hinweg.

Jetzt wandte mir die Jüngste ihr blaßes, ver-trorenes Gesichtchen zu: „Ob einem der Negersfürst wohl etwas thut?“

„Ganz gewiß nicht,“ versicherte ich mit dem be-ruhigendsten Ton, der mir zur Verfügung stand, „das darf er ja gar nicht; sieh mal, da steht ja auch ein Polzist, vor dem hat er schreckliche Angst.“

„Nimmer noch sah sie mich unruhig von der Seite an, als wenn sie noch etwas sagen wollte; endlich kam sie damit heraus:“

„Darf ich Sie anfassen?“

Statt aller Antwort schlang ich meinen Arm um die Kinderhulter und zog die kleine, schmäch-tige Gestalt eng an mich heran. „So. Fürchtest du dich nun noch?“

„Nein,“ sagte sie tapfer, aber die kleine Hand in meiner Rechten zitterte doch noch ein wenig. Da schob sich auch in meine Linse eine Kinder-hand im streifen Glacehandschuh.

„Bist du denn auch ängstlich?“ fragte ich.

„Nein, aber ich will Sie auch anfassen,“ sagte die hübsche Kleine im roten Plüschmantel trotzig. Sie hatte überhaupt etwas von einem verwohnten Prinzgessen an sich.

„Nun müßt ihr mir aber auch sagen, wie ihr heißt.“

„Alma Kasas. Wir haben das Schiffskarnissell da drüben und noch ein andres Karnissell, das angeblich in Hamburg ist. Und sie heißt Lieschen Meer-mann, vom Panorama,“ antwortete die vor-laute Kleine zu meiner Nutzen prompt.

„Und eure Freundin, die eben fortging?“

„Manka Caselli vom Circus. Die kann famos reiten,“ sagte Alma anerkennend; „aber sie werden wohl abbrechen, sie machen kein Geschäft hier, meint Papa.“ Und dann im Nüsterton, auf die kleine Meer-mann deutend: „Und die auch nicht. Sie schreien und schreien, und's kommt kein Mensch rein.“

Lieschen mußte doch wohl etwas von den letzten Worten gehört haben, wenigstens sagte sie jetzt, das süße weiße Kinn vorstreckend:

„Unser Panorama ist sehr schön! Wir haben sogar schon die Hinrichtung des Massenmörders Zech-apsel und den Einsturz der Eisenbahnbrücke über den Hudson — hat sonst niemand außer uns!“

„Nun denk mal einer an!“ sagte ich bewundernd.

„Wollen Sie's sehen? Ja? Kommen Sie nach-her mit mir. Sie brauchen nichts zu bezahlen, nein, wahrhaftig nicht,“ versicherte das kleine Mädchen eifrig.

„Bei uns dürfen Sie auch umsonst fahren, soviel Sie wollen, wenn ich's Papa sage,“ recom-mierte Alma, und dann sichtlich unermüdet hinter-her flücherte sie mir zu:

„Ich soll eigentlich mit denen vom Panorama nicht verkehren, will Mama.“

„Warum denn nicht?“

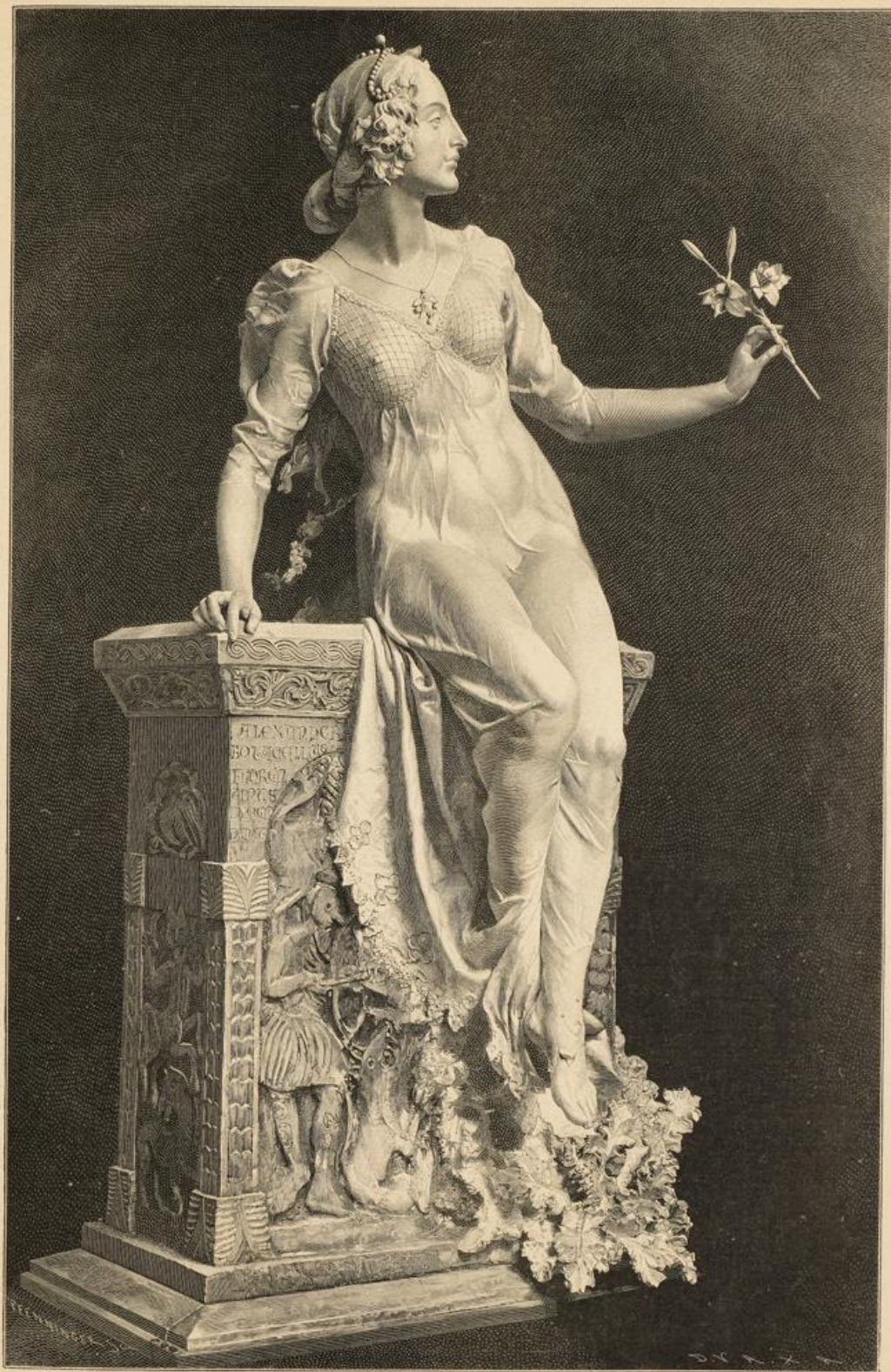
Alma zog ein süßes Mädelchen.

„Es sind gar keine feinen Leute; die Kinder gehen in keine Schule, sind schlecht angezogen und“ — mit einem Lächeln unglücklicher Mißachtung — „Meer-manns machen Trümpel.“

In diesem Augenblick wurde der schwarze Kerl



Der Bopling. Nach dem Gemälde von E. Willert. (Original im Besitz des Prinzen von Sayn.)



Die Renaissance. Marmorstatue von Ettore Ximenes.



Im Hafen von Ischia.

Ischia.

Eine Erinnerung

von
Richard Voß.

Mit Abbildungen nach Aquarellen von R. Dammeier.

An einem leuchtenden Frühlingstage betrat ich Ischia zum erstenmal. Das auf steilen Felsen thronende Kastell von Ischia, darin Cesare Borgia, dieser Napoleonide des Mittelalters, gefangen gewesen, wollte ich besuchen.

Man führte mich in ein dumpfes Mauerloch und sagte mir: „Hier sah der dämonische Papstsohn, ein gefürchter Heros!“ Schauer wehten mich an, und roch trat ich an die enge Fensterröhrlung, durch die ein einsamer Sonnenstrahl breit und goldig in die kalte Dämmerung des Sterbers fiel.

In der Gloriole des Sonnenfeners erblickte ich die heiserliche Insel, das azurblaue Meer, das lichte Gefilde des Festlandes mit dem schimmernden Felsenthron des Circeleys.

Welche Empfindungen mögen jenen gewaltigen eingekerkerten Geist besetzt haben, angelehnt dieser Klippe Italiens, von der Burg Ischias herab gesehen. Dieser Strand sollte der unzerstörbare Keil sein, den Cesare Borgia in Blut und Glut um sein Gebiet schmieden wollte, denn der „Herzog der Romagna“ war nur die Ueberschrift eines Kapitels von dem Völkerepos: „Ein einiges Italien mit Cesare Borgia als Gewalttherrscher und Bezwingler“ — auch des heiligen Vaters.

An den Klippen Ischias zerplitterte Cesare Borgias Königskrone, und, an diesem Fenster stehend, mochte er hinübergeschaut haben nach dem glanzvollen Gestade, in Gedanken, wie der große Gefangene sie gedacht hatte, wenn er von seinem weißen Haupte aus die Felsengipfel Korsikas herüberdämmern sah.

Den braunen Felsflegel, der wie ein kleines Capri in die blaue Meeresflut sich hinauschiebt, stieg ich hinunter, gelangte über den Damm, mit dem das Kastell an das Inselnd gesesselt ist, nach Borgo d'Ischia und durch ein Gewirr enger Gassen, in denen mich das Leben des Südens umtofte, auf die nach Casamicciola führende Straße und bald über den alten Lavaström dell' Arfo.

Breit und mächtig wälzt er sich den eisernen Berg hinab, dem Meere zu, eine wilde Flut erstarrten feurigen Schlammes aus dem Leibe von Mutter Erde. Die wütenden Wogen stauen sich, türmen sich empor, schieben sich ineinander, schwellen zu Hügel an. Gleich gelben und roten Flammen durchzuckt es das schwarze Gestein, das wie von einem Dämon verheerend durch ein paradiesisches Gefilde geschleudert zu sein scheint, wie aus Meid gegen die göttliche Schönheit der Welt, die auf Ischia zur Offenbarung geworden.

Weit wich ich ab vom Wege. Ich durchirrte das uralte Lavafeld, versagte mich darin wie in den Trümmern eines gewaltigen Bergsturzes. Oft schien die grauliche Steinmenge über mich zusammenzuschlagen, schien ich verfinstert zu müssen. Dann wiederum gelangte ich inmitten der fruglichen Flut



Abendstunde auf dem Dache.

auf dem, unendlichen
Ozean, dem von Felsen
besetzten Meeresboden
auf der Erde.
Die Erde ist ein
riesiges Gefäß,
das von Wasser um-
geben ist. Die Erde
ist ein Gefäß, das
von Wasser umgeben
ist. Die Erde ist ein
Gefäß, das von Wasser
umgeben ist. Die Erde
ist ein Gefäß, das von
Wasser umgeben ist.
Die Erde ist ein Gefäß,
das von Wasser umgeben
ist. Die Erde ist ein
Gefäß, das von Wasser
umgeben ist. Die Erde
ist ein Gefäß, das von
Wasser umgeben ist.



Jungfrau von Juba

Einmal hat sie den Blick
auf den Ozean geworfen,
den sie nicht mehr
sehen konnte. Sie hat
den Ozean gesehen,
den sie nicht mehr
sehen konnte. Sie hat
den Ozean gesehen,
den sie nicht mehr
sehen konnte.



Stadt von Juba

Die Stadt von Juba ist
eine der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt.



Ansicht von Juba mit dem Spinnet.

Die Erde ist ein Gefäß,
das von Wasser umgeben
ist. Die Erde ist ein
Gefäß, das von Wasser
umgeben ist. Die Erde
ist ein Gefäß, das von
Wasser umgeben ist.
Die Erde ist ein Gefäß,
das von Wasser umgeben
ist. Die Erde ist ein
Gefäß, das von Wasser
umgeben ist. Die Erde
ist ein Gefäß, das von
Wasser umgeben ist.



Stadt von Juba

Die Stadt von Juba ist
eine der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt. Sie ist eine
der schönsten Städte
der Welt.

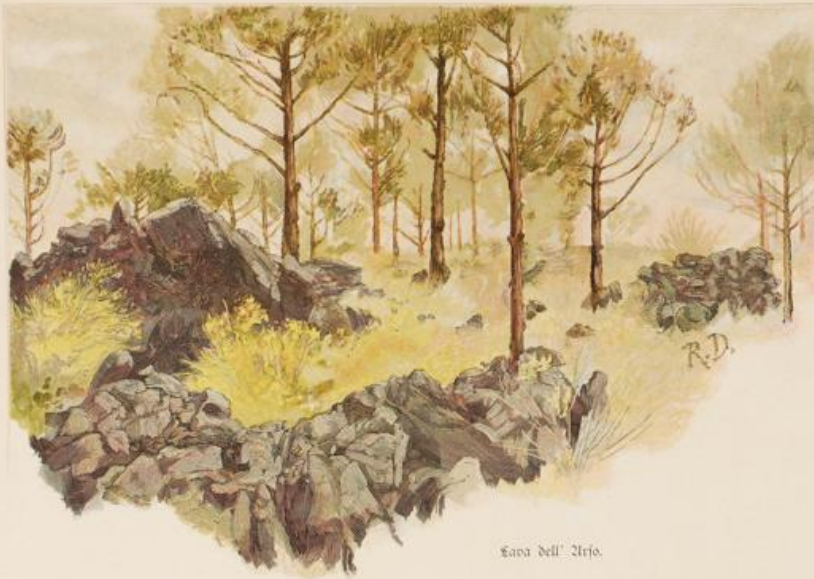


Alter Mann von Juba

Einmal hat er den Blick
auf den Ozean geworfen,
den er nicht mehr
sehen konnte. Er hat
den Ozean gesehen,
den er nicht mehr
sehen konnte. Er hat
den Ozean gesehen,
den er nicht mehr
sehen konnte.



Ansicht von Juba mit dem Spinnet.



Kanz dell' Arso.

Nein! Keine Warnung stand für dieses Völkchen auf seinen Lavaströmen geschrieben; es lachte nur, wenn unterirdische Mächte warnende Stimmen erhob, und es tanzte beim Schwirren des Tamburins die Tarantella, wenn über dem schönsten aller Meere der Vesuv sein glühendes Gorgonenhaupt schüttelte.

Dann kam ein Hochsommer-tag, den vergesse ich nie!

Ich befand mich auf einem Schiffe, das von Neapel nach Ischia fuhr. Niemals glaubte ich den Golf so zauberlich schön gesehen zu haben. Und ich mußte mich befinnen, was für eine Frucht es war, die auf einem zweiten Schiffe hinter uns drein zog nach Ischia hinüber: ein großes Fahrzeug voll langer, schmaler, weißer Kästen. Und jeder Kasten ein Sarg! Hochauf gehäuft Särge, Särge! Und alle hinüber nach Ischia!

Ein Todeschwelgen auf unserm Schiffe, welches vor jener Partee her durch das glanzvolle Meer zog. Die Passagiere eine einzige Trauergemeinde, die zu einem Begräbnis ging.

Ischia entstieg den Wellen, schön und glücklich wie das Lächeln einer Gottheit. Plötzlich ein Aufschrei, schrill und gellend! Ein Name wird gerufen mit ausbrechendem Jammer und Verzweiflung.

Casamicciola!

Wir zeigen es uns einander. Dort liegt es, dort! Es ruht zwischen seinen Gärten und Weingebilden, eingehüllt in Blüten und Sommerpracht. Kein Baum scheint gebrochen, kein Zweig geknickt. Und doch war Casamicciola die Stätte schauerlicher Vernichtung, war es ein Kirchhof, ein einziges großes, gräßliches Grab, wohin wir mit

unsern Särgen zogen, die Toten zu bestatten, Hunderte von Toten!

Erdbeben!

Erdbeben an einem sonnigen Sommerabend, gerade zur Zeit, wo die Insel von der goldigen Flut der Ginsterblüte überschwemmt wurde, wo die Myrten Ischias Schönheit wie mit einem bräunlichen Schleier umwoben, der Oleander am Gestade seine rosigten Zweige über der azurblauen Bogen breitete und die Granate ihre brennendroten Kelche erschloß. Erdbeben, wo die Villen und Gasthöfe Casamicciolas von Fremden wimmelten, die das geknechtete Geld über die Insel ausstreteten; Erdbeben, während man nach der Glut des Tages ausruhte, das junge Volk unter den Nebelauben verliebte Nispetti sang und die Jungfrauen von Forio in den Säulenhallen und auf den Höfen die Tarantella tanzten.

Ich sah das Schlachtfeld von Sedan; aber das Grabgefilde von Casamicciola war schrecklicher.

Das ganze Gilaud durchwanderte ich — Gräber überall. Den Epomeo erklimmte ich; der erste, der nach der Katastrophe hinauf kam. Der Ginster war geflohen und der schöne Felsenpfad auf diesem Kirchhof von Ischia wie eine düstere Grabpyramide, auf der geschrieben stand: Memento mori!

Als ich danach die unglückselige Insel wieder sah, war's ein grauer Herbsttag und das Fest Allerseele. Auf den Schutthügeln, die die Gräber bildeten, hatten die Heberlebenden die letzten Blumen des Jahres gestreut und Metzen angezündet. Abends vom Meere aus gesehen, schien Casamicciola eine lustige Illumination zu haben. Aber

statt des dachsischen Lärms der Tamburine klagte ein heftiges Totenglocklein, und statt verliebter Gefänge ertönte das festerliche „Ora pro nobis“ zu mir herüber.

So nahm ich Abschied von Ischia.

Im Apennin.

fern des Meeres wogend schimmern,
Das erglänzt in Duft und Glut,
Der Oliven Silberstimmern
Und des Gaislers goldne Flut.

Wilde flatternden tanzen
Sich um felsen und Gestein,
Und die breiten Kronen schwancken
Traumerisch im Pinienhain.

Aus den beiden Meeren steigend,
Dein sein stolzer Fuß gerad,
Hebt der Apennin sich schweigend
In des Himmels blaue Flut.

Doch von seinen schroffen Gipfeln
Schwindet Tropenhitze und Pracht;
Nicht umfängt mit schwancken Wipfeln
Deutscher Waldes Zauberacht.

Deutscher Tannen Traumgeflüster,
Fernher eines Birches Säusel,
Deutscher Buchen webend Düster,
Und in Lüften schwebt ein Weib.

Und das Summen auf der Halde
Hat sie alle anzuwecken,
Die in deutscher Märchenwalde
In Gebüsch und Hag versteinert:

Melusine, eifrig spinnend,
Und Dornröschen, das da schlief,
Schwann mich an so still und stummend,
Schwann mich an so märchenhaft.

Und ich horche stumm verstonnen
Auf den lieben, alten Laut,
Auf das Riefeln trüber Frauen,
Das Gelächern im Heidekraut.

Südländsauer mir zu kühen
Und der Tropen Farbenluft,
Droben deutscher Tannen Grühen,
Deutsches Heimweh in der Brust.
E. v. Sebald.



Hof in Forio.

„Sie läßt sich eben nicht gerne austheilen,“ verjegte er nonchalant und zuckte die Achseln.

„Neuerst verbindlich. Danke sehr! Da ist's Ihnen also wohl gar nicht recht, wenn ich zusage?“

„Ach was, Fräulein. Nur nicht gleich empfindlich. Als Größe fällt keiner vom Himmel. Wahrheit muß jeder Anfänger vertragen. Wer was

Uebermorgen! — Ich fungierte als letzter Notanfer. Darum auch kein schlechtes Gewissen. Er wußte, daß es für eine beginnende Konzertsängerin nicht wohlthuend ist, sich gewissermaßen mit einem Stopfsprung ins erste Debit zu stürzen.

„Mein Gott!“ rief ich entsezt, „da ist ja gar keine Zeit mehr zum Proben!“

erkenntnis zu stürzen. Mit dem Instinkt der Selbsterhaltung rief ich feurig:

„Um jeden Preis!“

Er lächelte. Erleichtert durch meine Zusage ließ er sich in einen Sessel sinken und streckte beide Beine von sich, so daß die Spitzen seiner Lackstühle ferzengerade kronleuchterwärts starrten und der rot-



Mein liebes, liebes Kind! Nach dem Gemälde von Hermine Kaufmann.

werden will, der mich vor die Lampen. Gute Gesangstunden allein machen Sie nicht berühmt. Und da ist das jetzt eine sehr gute Gelegenheit.“

„Wann soll das Konzert stattfinden?“

Die Frage schien ihm peinlich zu berühren; er sah sich plötzlich wie suchend um.

„Im Falle noch nicht hier? — Nein? — Ach, das Konzert . . . Das Konzert. — übermorgen.“

„Ach was, Proben! — Sie machen Umstände — Wollen Sie nicht?“

Er warf einen nicht mißverstehenden Blick nach jener Ecke, in der ungefähr sechs jüngere Sängerinnen standen, sämtlich den Kinderchubens des Gesanges kaum entwachsen, die alle bereit gewesen wären, auf das geringste Zeichen von ihm über meinen lebendigen Leichnam weg nach dem ersten Lorbeer der An-

geringelte seine Strampf eine Spanne lang sichtbar wurde. Mit rüchlings über die Lehne gelegtem Kopf und halb geschlossenen Augen zwirnte er lässig den Schnurrbart. Diplomatenpose — frei nach Schlittgen.

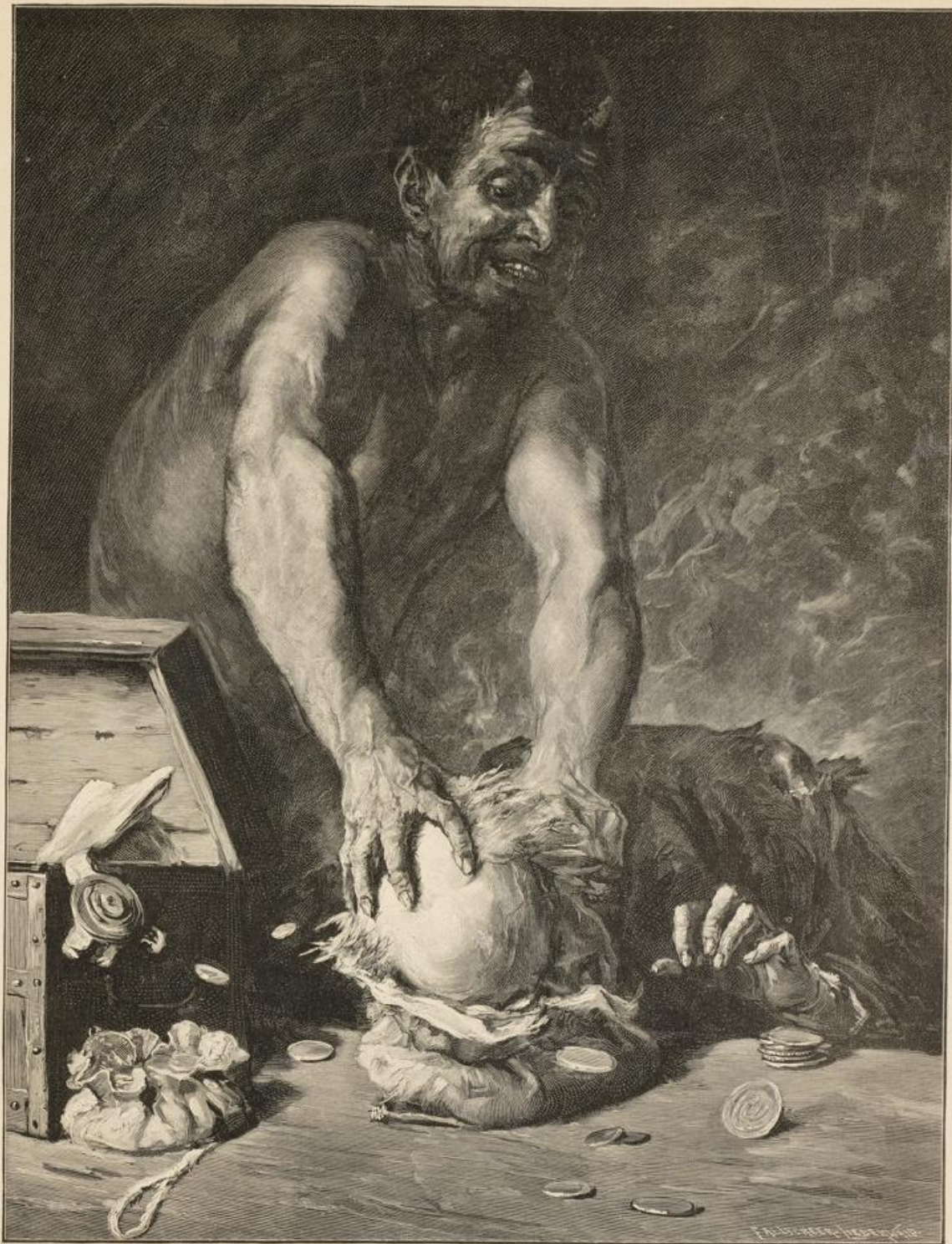
In diesem Augenblick glitt die Spaz herbei.

„Et gar, Sie wollen wohl schlafen?“ fragte sie im Vorübergehen. „Da werd' ich Ihnen eine Dor-meuse spielen.“



Photographie von Frau Quillberg in Wien.

Erster Aufgang. Nach dem Gemälde von Ernst Simmermann.



Der Geizhals. Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann.

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl, München.

„Gi Schoßschwerenot — so was!“ Volles volles joviales Gesicht drehte sich mehrmals im Takt nach rechts und links.

„Du, hör mal, Bolle!“

Der Kopf stand mit einem Ruck still und war auf Mezerino gerichtet.

„Na?“

„Kommst du mit?“

„Gi ja. Wohin?“

„Nach Nempen.“

„Gi Schoßschwerenot, was werd' ich nicht mit nach Nempen kommen? Natürlich komm' ich. Wann denn?“

„Nebermorgen.“

Ich sah mich nach ihm um. Er legte die Hand, die ein Vermögen an Edelsteinen trug, über die Nase und pustete durch die Finger.

„Nebermorgen — hm — ja, — was ist denn da in Nempen los?“

„Stonzert.“

„Hm — ja — du? — lud wer noch?“

Rein Name fiel und der der Spas, und dann folgte ein geöffertes Lied im höheren Chor auf die Cortagli. Angesichts einer fühlenden Männerbrust laufen solche Gemütsorgüsse noch glatter vom Stapel.

„Wir fahren natürlich, erster Güte.“

„Kinder, — ich halt' euch frei!“

„Du wirst doch nicht, Bolle —“

„So laß mir doch das Vergnügen. Ich habe so so wenig Spaß auf der Welt.“
 „Na, wenn du durchaus willst — da kommt ja s' Späßchen —“
 „Ei, Schochschwerenot — wieder in Saftgrün!“
 „Nicht wahr! Ich hab's ihr auch schon gesagt. Grün, immer grün! Wenn sie doch nur einmal was Notes anziehen wollte!“
 „Was meinst du, Mezerino, — ich schenk' ihr ein Notes.“
 „Du — da kümst du schön an. Die hat Feuer im Leibe.“
 Späßchen holte sich sogleich einen Stuhl und brachte auch einen für Volle mit; leider hatte der Stuhl aber ein gelochtes Bein, und Volle brach erst ein wenig damit zusammen. Während er sich verlegen lachend mit Zusammenstellung der Bruchstücke beschäftigte, holte Späßchen ihm einen andern Stuhl. Gutmütig war sie. Mezerino ließ sie ruhig laufen, um so mehr, als gerade Heringsalat und Stallsbraten herangereicht wurden, womit er sich reichlich versorgte.
 „Ei, Schochschwerenot —“ rief plötzlich Volle mühsam, denn er hatte den Mund voll Heringsalat, — und holte mit geschwungener Gabel zu einem Schwerthieb aus, — „ich kann nicht!“

Sein Gesicht war purpurn. Ich dachte, er könnte nicht mehr schlucken.
 „Du kannst nicht?“ fragte Mezerino perplex.
 „Ei, Gott bewahre!“
 Gott sei Dank, er schluckte; er schluckte alles mit einem Male hinunter.
 „Was können Sie nicht? So eröffnen Sie sich doch!“ rief die Spaz in neugieriger Ungebild und durchbohrte ihn mit den Augen.
 „Mit nach Kempen.“
 Mezerino blinnte wahrhaft erschrocken auf.
 „Warum denn nicht?“
 „Ich habe ein paar Bekannte um vier Uhr zum Essen bei Danten eingeladen.“
 „Schade!“ seufzte Mezerino.
 „Auf die Retourbilletts stoße ich euch doch. Das müßt ihr mir schon lassen. Und Kempen kannst du von mir grüßen, Mezerino.“
 „Werd's ansichten; prost!“
 „Besonders die Goldstein! Eine gelungene Person!“

„Alte Liebe?“
 Volle preßte seine Gierangen aus dem Kopf und blies die dicken Waden auf.
 „Neber so was schweigt des Sängers Höflichkeit.“ sagte er endlich. „Eine Tochter hatte sie — ei, Schochschwerenot, war die schön! Morjam hieß sie.“
 „Ei gar!“ lachte die Spaz.
 „Jest hat sie der Joel, der Joel vom Hofmarkt, Firna Joel und Levison.“ Er lachte. „Nein, wenn ich an die Zeit denke! Uffig! Zu uffig. Damals wollte der Levison, der gräßliche, einäugige Sterk — Ihr kennt ihn doch gewiß alle von Ansehen? — nein? Na, viel Gemüt; er läuft jeden Abend in den Simmenauer, der also wollte die Morjam haben. Aber die Morjam wollte ihn nicht, die wollte mich gerne haben. Ich aber wollte sie wieder nicht. Und schließlich nahm sie den Joel. Nein, was sich da für Szenen begeben haben! Uffig! Zu uffig!“ Er goß ein Glas Rotwein auf das Wohl jener Zeit durch die Kehle.
 „Warum erzählen Sie denn nicht weiter?“ murrte die Spaz.
 „Ergählen, erzählen! Was soll man da viel erzählen! Der Isidor Cohn steckte immer die Nase dazwischen. Der schmiß immer dem Levison den Knäuel zwischen die Beine.“

„Warum denn das?“ bohrte die Spaz, die ansah wie ein Kind, dem man von Wandbart erzählt.
 „Lappalle! Er wollte damals ein Haus kaufen, und Levison hat's ihm vor der Nase weggeschmippt.“
 „Ein Haus? Ei gar!“
 „Levison wollt' 'n Geschäft damit machen und es dem Kreise als Dienstwohnung für den Landrat anschmieren. Nachher ist er damit reingefallen. Denn der Kreis verhielt sich ablehnend. Jetzt lacht sich Isidor Cohn ins Fäulchen.“
 „Das Haus müssen wir uns doch ansehen,“ rief die Spaz begeistert.

„Durch diesen Kreisfall historisch berühmt,“ wickelte Volle. „Es liegt gegenüber der Konzerthalle und steht leer, weil Levison hier in Breslau im Geschäft wohnt...“
 „Warum mietest' seiner?“ warf ich dazwischen.
 „Sehen Sie Kempen, Fräulein, und Sie werden wissen, warum.“
 „Warum denn?“ bohrte die Spaz.
 „Weil die Leute in Kempen in östlicher Bedürfnislosigkeit sparen und sparen, um hoch zu kommen. Kempen ist das Durchgangskadinn für Breslau und Berlin. In Kempen fängt man an, in Berlin setzt man sich zur Ruhe.“
 „Kurios. — Aber die Goldstein, die Sie vorher nannten, die ist doch sehr reich. Warum bleibt die in Kempen sitzen?“
 „Geschäftsinteressen. Betreibt einen schwungvollen Handel mit Antiquitäten. Sie ist 'ne Art Lagerhaus für Joel und Levison, die als ihre Agenten fungieren. Ei, Schochschwerenot, aus mancher halbbrüchigen, wunschigen Stammode fallen auf der Chaussee von Kempen nach Breslau die Goldstücke wie die Hagelkörner ihr in den Schoß.“



Fürst Bismarck und der König von Siam in Friedrichsstraße, 2. September. Nach einer Momentaufnahme von Hans Bresser in Hamburg.

Die Spaz riß Mund und Nase auf und starrte Volle verblüfft an.
 „Ich meine bildlich,“ fügte er hinzu und schluckte den Rest seines Heringsalats hinunter. „Cohn interessierte sich auch immer sehr für den Handel. Hat mir mal so 'n paar türkische Dschim-Dschims angeschmirt. Als ich sie an die Thür hängen wollte, hatten sie lauter Löcher. Na prost, Mezerino!“

„Prost.“
 „Nachher wollt' er mir eintreden, die Löcher wären gerade das Wertvolle. Na prost, Fräulein Spaz.“
 „Worauf denn?“ kofettierte Späßchen.
 „Auf General Ankaufemong.“*)
 Sie schielte mit blinzeln den Augen nach Mezerino.
 „Meinen Sie mich?“ sagte der und schob seinen Teller auf eine Gabel.
 Sie lachte hell auf. „Sie! — Ist der Mensch elngelbeld! Doch, — wenn Sie gerne wollen, — prost!“ Sie stieß mit ihm an.
 „Wenn ihr in Kempen seid,“ hub Volle wieder an, da es ihm unbedingt schmeichelte, auf der Scholle, die Mezerino durch sein Erscheinen beglücken würde, Anknüpfungspunkte zu haben, „dann guck mal nach, ob das mordios häßliche Balg von Nichte noch bei der Goldstein ist. Zah als Fünfzehnjährige aus, wie 'n verhungertes Stund. Augen — wie 'ne Gule um Mitternacht, Haare — schwärzer noch als Tinte, eingefallene Waden, — so, — er pickte sich mit beiden Zeigefingern tief in sein feistes Wadenfleisch.“

*) Ce que nous aimons.

Volle wurde nachdenklich.
 „Fünf Jahre sind's her — am Ende kann sie jetzt schon verhungert oder an schlechter Behandlung gestorben sein.“
 Das war etwas für die Spaz. Sie hielt die zum Nibbe geführte Gabel in der Schube und lagte: „Ei gar! Größnen Sie sich doch weiter! Das ist ja äuserst interessant.“
 „Die reine Vogelshende war diese — ei, Schochschwerenot, wie hieß sie doch? — diese — sie hatte so 'n alt moitaischen Namen — Schochschwerenot, wie war er doch —“
 „Das ist ja ganz schunppe, wie der verhungerte Stund heißt,“ lachte Mezerino.
 „Na — also. Jedenfalls häßlich wie die Nacht, quittenagel —“
 „Dör nur auf!“
 „Komm' einen eigentlich danern. Gestochen, geschubst, geschimpft, geschlagen, immer hungrig — ich habe ihr so manch liebes Mal von meiner alten Kewperten eine Schüssel köstlicher Bratartoffeln machen lassen. Nein — hat sie die verjchlungen! Aber gebettelt — nie. Ganz merkwürdig.“
 „Ich werde dafür sorgen, daß sie dich zum Stadtrat machen.“
 „Wich?“
 „Witwen- und Waisenreffort.“
 „Woher konnten Sie eigentlich die Goldstein, Herr Volle?“
 „Ei, Schochschwerenot, ich habe ihr Besuch gemacht.“
 „Ei gar!“
 „Als Honoratorin von Kempen! —“ Er warf sich in die Brust. „Die kommen gleich hinterm christlichen Landrat!“ Wir lachten.
 „Lachen Sie nur! Sie werden ihr auch schon Besuch machen müssen!“
 „Ich?“ fuhr Mezerino auf, auf's tiefste in seinem Künstlerhohz gekränkt.
 „Natürlich, ihr alle.“
 „Wir denken nicht daran!“
 „Dingehen werdet ihr doch!“
 „Wenn sie uns einladet auf Sekt und Anstern — vielleicht.“
 „Das thut sie, verlaß dich drauf.“
 „Bei so was ist sie nicht zu halten, weniger aus Grohmut als aus Hochmut. Wir müssen uns zeigen! Wir müssen was draufgeben lassen! Wir sind Königin von Kempen!“
 Mezerino beantwortete diese Charakteristik mit launem Lachen.
 „Und dem aufgeblasenen Frosch soll ich eine Visite machen? Da irrst du dich, Erich Volle.“

Volle schien tief beschämt über seine falsche Voraussetzung und stotterte halb lachend, daß eigentlich die Goldstein Mezerino eine Visite machen müßte.
 (Fortsetzung folgt.)

Zu unsern Bildern.

„Juwelen“ hat doppeltinmig Wladislaw von Czachorski, der russische, in der Münchener Schule gebildete Künstler, sein reizvolles Gemälde betitelt. An östlichem Geschmeide, das in hundert Farben blinkt und blitzt, ergötzen sich die drei Schönen, aber herrlicher als das kalte Gestein, das gefühllose Metall sind doch die drei lebenden Menschenblüten, entzündende Juwelen im prägenden Diadem edler Frauenjöhneit.
 Dem hervorragenden Rang, den Ludwig Willroider als Landschaftler einnimmt, entspricht auch das Gemälde „Der Ho hlweg“, das wir nach dem im Besitze des Prinzregenten Eustoph von Bayern befindlichen Original wiedergeben. Willroider ist zwar kein „Münchener Kind“ — zu Billah in Kärnten wurde er geboren — aber die Wurzeln seiner Kraft ruhen in der Heimat, deren Kunstleben seiner Thätigkeit viel zu danken hat.
 Ein herrliches Idyll giebt uns Hermine Lanfota mit ihrem Medaillonbilde „Mein liebes, liebes Kind“, und eine bittere Episode aus der Zeit des furchtbaren Dreißigjährigen Krieges rüdt uns Ernst Zimmermann mit seinem „Grünen Waffengang“ vor Augen. Das Vürchchen, das sich der Ausrüstung des lahlsüßigen Wadhtmeisters bemächtigt hat, thut gar trozig, und wie die alten Kriegsgurgeln, so hat auch das junge Volk seinen Spaz daran. Ganz anders giebt sich bewiesenen Reimes „Geißhals“, ein Bild von erschütternder, dämonischer Kraft.

Hinblick aus dem Jnhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Viele und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



— Aus Reif und Leben. —

Auf Grund.

Der „Kaiser Wilhelm der Große“ ist in der Kaiserfahrt auf Grund!“ Bis der Muth verbreitete sich am Mittag des 30. August diese Nachricht unter der Bevölkerung und den Passagieren der Inseln Usedom-Wollin. Am 29. August, vor-mittags einhalb zehn Uhr, hatte „Kaiser Wilhelm der Große“ Stettin verlassen, nachdem mit ungemeiner Sorgfalt die Hebung des Schiffes derartig vollzogen war, daß es bei mittlerem Wasserstande glücklich das Fahrwasser passieren konnte. Man hatte es zu diesem Zwecke mit acht starken Kränen gehoben (ge-trimmt); der sonst 26 Fuß betragende Tiefgang des Schiffes war dadurch der-artig vermindert worden, daß es achter 21 und vorn 19,5 Fuß hatte. Der Wasserstand betrug am Tage der Ueberführung im Revier zwar nur 18,5 Fuß, man hefte aber dennoch den Dampfer glücklich nach Swinemünde zu bringen, da die mit starken Maschinenkräften versehenen Schlepper erwarten ließen, daß es gelingen würde, das Schiff durch den aneinigen Stellen des Hafgrundes lie-genden Weder hindurchzu-ziehen. Um neunehalb Uhr hatte sich der imposante Schlepptzug in Bewegung ge-setzt. Das vordere Schlepptau hatte der Fischweber „Berlin“, während an der Steuerbord-seite der Fischweber „Stettin“ und an der Backbordseite der Fischweber „Swinemünde“ schleppte. Die Steuerung des gewaltigen Dampfers hatten die am Achterende laufenden Schlepptanker „Otto“ und „Vothar Vacher“ regeln. Um den entgegenkommenden Schiffen die nötigen Ver-haltungsmaßregeln beim Pas-sieren des Kolosses zu geben, fuhr ein Oberboote an Bord des Regierungsdampfers „Mächer“ voraus. Mit äußerster Vorsicht war man nach drei Stunden durch die Oer glücklich bis ins Fahrwasser gelangt, und da hier die flacheren Stellen des Fahrwassers zu passieren waren, nahm noch der Regierungsschlepptanker „Trevi“, der den Schlepptzug ebenfalls begleitet hatte, ein Schlepptau. Eine erhebliche Schwierigkeiten brachte man den Dampfer auch über die gefährlichen Stellen hin-weg. Um acht Uhr abends war man ungefähr bis in die Mitte des Hafes gelangt, und da die eintretende Dunkel-heit die Weiterfahrt nicht ge-raten erscheinen ließ, wurden hier Anker geworfen. Revier-dampfer, das sei nebenbei bemerkt, fahren die Tour Stettin—Swinemünde sonst in etwas über drei Stunden; man sieht daraus, mit wel-cher Vorsicht der Schlepptzug operieren mußte.

Am andern Morgen setzte man die Fahrt fort, und als der Dampfer um zehn Uhr vor der Kaiserfahrt, dem das Voss als abgeklärter Wasser-weg mit der Swine verbindenden Kanal, eintraf, durfte man hoffen, nachmittags gegen drei Uhr in Swinemünde

zu sein. Allein kaum hatte der Dampfer 60 Meter Ent-fernung vom Molenkopfe passiert, als er mit einem Male auf Grund geriet und trotz der kolossalen Maschinenkräfte der vereint ziehenden Schlepper nicht mehr von der Stelle zu bringen war. „Kaiser Wilhelm der Große“ war hier in eine der Unvorsichten geraten, die stellenweise den Untergrund des Kanals bilden. Er lag mit dem Achterende direkt innerhalb der Molen, während das Vorderende ein wenig nach westwärts abgefallen war. Es wurde nun schleunigst ein Bagger beordert, der den

ausgehenden Ströme pflügt der Wasserhand ziemlich weit unter Mittelwasser zurückgehen. Die wirksamste Hilfe war daher vom Eintritt nördlicher Winde und der damit verbundenen Wasserhebung zu erwarten.

Das Schiff selbst ist bei dem Anlaufen völlig unbeschädigt geblieben, und bei seiner Lage war absolut kein Grund zu Ver-sicherungen vorhanden. Für die Kaiserfahrt hatte das Revi-geraten „Kaiser Wilhelms des Großen“ bis zu dessen Flott-machung gewisse Beschränkungen im Gefolge, die sich namentlich darin bemerkbar machten, daß Schiffe mit größerem Tief-gang als 15 bis 16 Fuß in Swinemünde ihre Ladung erleichtern mußten, ehe sie nach Stettin gehen konnten.

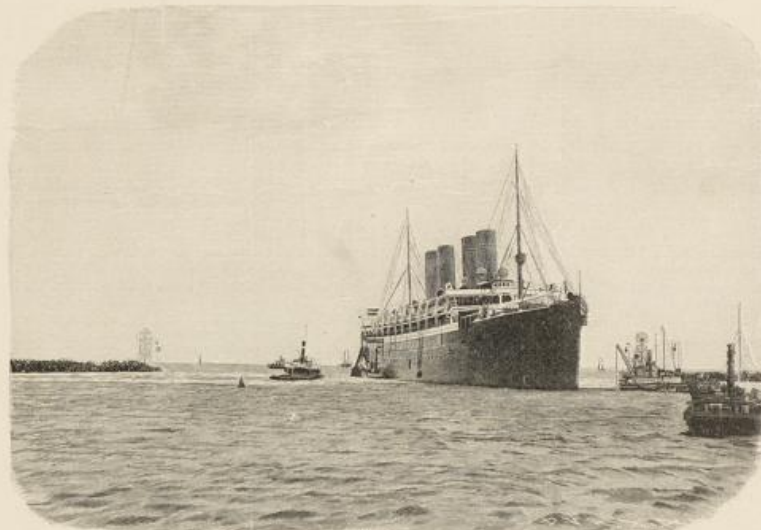
Unre Abbildung zeigt das Kienschiff in seiner Lage innerhalb der Molen. In der beigegebenen Skizze sei folgendes bemerkt.

Das Fahrwasser der Kaiserfahrt ist durchschnittlich 6,1 Meter tief. Die die Einfahrt vom Voss aus markierenden beiden Molen sind je 2 Kilometer lang, während die eigentliche Fahrt 5 Kilometer lang ist. Zwi-schen den Molen beträgt die Weite 200 Meter, in der eigentlichen Fahrt etwa 130 Meter. Die Fahrbreite in der ganzen Kaiserfahrt be-tränkt sich im Durch-schnitt auf 60 bis 70 Meter. Die Wasserhöhe der Swine schwankt zwischen 7 und 10 Metern.

Der nicht in solchem Umfang erwartete Aufent-halt des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ in der Kaiserfahrt hinderte es selbst-verständlich, seine erste Reise nach Amerika eben am 11. September von Bremen aus anzutreten, da nach Ab-bringung, vollendeter Aus-rüstung und Kohlenüber-nahme in Swinemünde noch Probefahrten in See stattfinden mußten.

Das Kienschiff lief, wie in Nr. 35 uners vorigen Jahr-ganges durch Bild und Wort geschildert worden, am 4. Mai in Gegenwart des Kaisers auf der Werft des Ballan vom Stapel. Es ist 648 Fuß über Deck lang, besitzt eine Weite von 66 Fuß und vom Dampfdeck bis zum Kiel eine Tiefe von 43 Fuß. Sein Inhalt be-läuft sich auf nahezu 14.000 Register-tonnen, die Wasser-verdrängung stellt sich auf 20.000 Tonnen. Das Schiff enthält 200 Kabinen erster Klasse, die 400 Personen auf-zunehmen können, und 100 Kabinen zweiter Klasse mit 350 Betten; die dritte Klasse ist für 800 Passagiere ein-gerichtet. Die Besatzung wird aus 450 Köpfen be-stehen. In Uebereinstimmung mit den Anforderungen der deutschen Kriegsmarine er-baut, kann „Kaiser Wilhelm der Große“ in Kriegs-falle mit einer großen Anzahl von Geschützen ausgerüstet und als Kreuzer verwendet werden.

R. 2.



„Kaiser Wilhelm der Große“ auf Grund.



Sitze der Kaiserfahrt.

Grund um das Schiff herum aufzuheben und tiefer baggern sollte, allein auch damit ließ sich nichts erreichen. Bei dem festen Grunde verordnete auch ein zur Stelle geschaffter Saug-bagger nichts auszurichten, und da auch der Abschluppprovch mit Hilfe des inzwischen einetroffenen großen Landbisslers „Metta“ ergebnislos verlief, traten nunmehr vier große Eimer-bagger in Thätigkeit. Ihnen lag sowohl die Aufgabe ob, den

Grund um den Dampfer herum tiefer zu baggern, als auch das sonstige Bett der Kaiserfahrt so zu vertiefen, daß für den Weitertransport des Schiffes jede Gefahr ausgeschlossen war. Bei den herrschenden Südwestwinden und dem dann lebhaft

Hierzu die Beilage: „Heber Land und Meer“=Postkarten.

— An unsre Leser! —

Mit dieser Nummer beginnt „Ueber Land und Meer“ den vierzigsten Jahrgang. Das Geheimnis des Erfolges, der uns durch vier Jahrzehnte treu geblieben ist, sehen wir in dem ständigen Bemühen unsers Verlages, mit dem Geist der Zeit fortzuschreiten. Das es uns auch ferner gelingen wird, im besten Sinne modern zu bleiben, dafür bürgt uns die Unterzeichnung der angezeichneten Autoren Deutschlands. Wie die Leser sehen, eröffnet den vierzigsten Jahrgang der neueste Roman von

Theodor Fontane: „Stechlin“,

in dem der echte lebende Meister der Kunst des Erzählens und Schilderns in Rahmen einer spannenden Handlung vielfach Schlaglichter auf die politischen Vorgänge und sozialen Strömungen des verflochtenen Jahrzehnts wirft. Man wird nicht fehlgehen, wenn man dieses bedeutendste Werk Theodor Fontanes gleichsam als das Glaubensbekenntnis des gereifen, aber jugendfrischen Meisters und als die Summe seiner Erfahrungen betrachtet, die er in dieser Form für die jüngere Generation nutzbar zu machen sucht.

Dah wir neben dem in gefälliger Form auftretenden Ernst auch dem Humor freien Spielraum gewähren werden, beweist die Erzählung

„Eine Künstlerfahrt nach Halbaster“ von Kurt Eckberg,

mit der wir neben dem Roman „Stechlin“ von Theodor Fontane den Jahrgang eröffnen. Der Erzähler verjetzt ein konzertierendes Künstlerlein in das Milieu einer polnisch-jüdischen Kleinstadt und schließt das von ihm veranstaltete Konzert und die dazwischen vorbereiteten, begleitenden und schließlich jah unterbrechenden Ereignisse mit einer drahtigen Lebendigkeit abzuwickeln.

Nach dem großen Erfolg des Romans „Quitt!“ im abgelaufenen Jahrgange haben wir es uns natürlich angelegen sein lassen, uns auch den neuesten Roman von

Johannes Richard zur Megede

zu sichern. Der schnell berühmt gewordene Autor hat sich in diesen Werken die Aufgabe gestellt, abweichend von der Schulone der Kriminalromane, der psychologischen Vorgeschichte eines Verbrechens nachzuspüren.

An Romanen und Novellen haben wir ferner erworben:

Goswina von Berlepsch: „Der Strapphans!“, ein Charakterbild aus Tirol.

Gertrud Franke-Schievelbein: „Die Hungerheine“, ein Roman, der das Ringen des modernen Menschen nach neuen Zielen und auf neuen Wegen schildert.

Ernst Johann Groth: „Die Revisionsreise“, eine Kleinstadt-Humorose.

Otto v. Leitgeb: „Das Gänsemännlein“, ein Nöhl aus dem heutigen Nürnberg.

Stanislaus Lucas: „Lumpo der Hase“, eine in Ruhland spielende Erzählung, in der vor unsern Lesern ein neues, hartes Talent erscheint.

Charlotte Niese: „Das Kukuksei“, eine in der lebenswürdigen Art der bekannten Verfasserin ausgeführte Kleinstadtstizze.

Georg Freiherr von Dmpteda: „Oberprima 1883“, eine Erinnerung aus des Autors Jugendtagen.

Emil Roland: „Die Geschichte einer Beziehung“, eine geistvolle Satire auf den Egoismus der Männer.

Hugust Schnerzgers: „Cuba, der Held“, der Humor unfreiwilligen Selbstuns.

Alexandre Klar: „Die Geschichte vom kleinen Arlecchino“, eine ergreifende Erzählung, besonders dadurch bemerkenswert, daß der Autor, ein Franzose, mit dieser deutsch geschriebenen Arbeit sich in unsre heimische Litteratur einführt.

Hermine Billinger: „Sinks-Rheinisch“, eine Götter Novelle.

Kuise Westkirch: „Das geheime Mal“, eine Seelenstudie aus dem Leben des Handwerkers.

In unsern Artikeln werden wir bemüht sein, das **Leben der Gegenwart** und **schwebende Fragen** auf allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Technik zu behandeln. Ganz besonders möchten wir auf eine Serie von Abhandlungen über die **Frauenfrage** von dem auf diesem und verwandten Gebieten als geistvoll und sachlich rühmlich bekannten Dr. Richard Waldow, auf eine Reihe illustrierter Artikel über das wenig bekannte **Leben an Bord der Kriegsmarine** und über den **Nachfahrtpost** hinweisen. Eine besondere Pflege werden wir wiederum jener Abteilung unsers Weltblattes angedeihen lassen, die den **Tagesereignissen in Wort und Bild** gewidmet ist.

Der künstlerische Schmuck

von „Ueber Land und Meer“, mit Geduld und Sorgfalt vorbereitet, wird jedem Liebhaber und Kenner nicht nur durch seine Ausmaße, sondern auch durch die technische Vollendung der Wiederabgabe Freude bereiten. Der modernen Kunstrichtung, wozu sich heute fast alle Anstrengungen richten, wird freierer Spielraum als bisher gewährt werden. Unsere Kunstleistungen auf dem Gebiete des Naturreliefschnittes, der Familienübergabe von Gemälden und der Reproduktion von Zerkürstaltungen geben uns die Möglichkeit, dem Original des Künstlers in nicht zu überbietender Weise nachzukommen.

Auf welche Weise wir versucht haben, das **photographische Verfahren** in den ganz besonderen Dienst unsrer Abonnenten zu stellen, erfahren die Leser aus dem besonderen, darauf bezüglichen Prospekt.

Die **Wahlberecht** der

— illustrierten Postkarten —

die, vielleicht nur eine schnell vorübergehende Modelaune, alle Stände und jedes Alter beherrscht, hat uns veranlaßt, unsrer ersten Nummer für unsre Abonnenten eine erste Serie von acht in künstlerischem Handdruck ausgeführten Postkarten beizulegen, die, auf einem Karton gedruckt, leicht aneinandergehäkelt und veränderlich gemacht werden können. Mögen sie hianschließen in alle Welt und den Empfänger neben dem Gruß des Absenders auch einen Gruß von „Ueber Land und Meer“ bringen. Sollte dieser oder jener Abonnent eine von den acht Postkarten dazu benutzen, um uns ein Wort der Zufriedenheit oder einen Wunsch auszusprechen, so wird er uns eine Freude bereiten. Und je mehr solcher Postkarten bei uns eintreffen, um so überzeugter werden wir sein, daß wir uns auf dem richtigen Wege befinden, wenn uns auch in Zukunft als maßgebendste Richtschnur dient

das Urteil der Leser!

Der vierzigste Jahrgang von „Ueber Land und Meer“ (Oktober 1897/98) erscheint als

Groß-Folio-Ausgabe in Wochennummern von mindestens 2 1/2 Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark 50 Pfennig durch den Buchhandel, oder 3 Mark 75 Pfennig durch die Post bezogen.

Groß-Folio-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von mindestens je 5 Bogen größtes Folio in vierfarbigem künstlerischem Umschlag (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 60 Pfennig pro Heft im Abonnement.

Die „**Deutsche Romanbibliothek**“, die nunmehr auf ein Vierteljahrhundert ihres Bestehens zurückblickt, wird auch in dem mit dieser Nummer beginnenden neuen Jahrgange aus den Ergüssen der modernen Litteratur eine Auswahl des Besten geben, und neben den Schöpfungen anerkannter Autoren gern auch jungen, verheißungsvollen Talenten Aufnahme gewähren. Den neuen, sechsundzwanzigsten Jahrgang eröffnen Werke zweier rühmlichst bekannter Autoren.

Sophie Jungkans, die gelehrte Dichterin, entwirft in ihrem Roman „Ein Kaufmann“

ungewöhnlich feisende Bilder aus dem industriellen Leben der Großstadt, in dem sie namentlich den Gründungs- und Bauhauwindel scharf kennzeichnet, während

Fedor von Bobeltsh in seinem Werke „Der gemordete Wald“

einen Väterroman von urwüchsiger Kraft bietet. — In diese beiden Werke werden sich von Romanen und Novellen reihen:

Rut. Andrez: „Reinen und Wunder“, eine italienische Volksgeschichte.

H. v. Beauvais: „Four passer le temps“, eine interessante Episode aus dem Leben einer Kette.

Gertrud Franke-Schievelbein: „Aus seiner Hantelkammer“, eine in das Ueber-

himmlische hüllberühende Erzählung.

Anthony Hope: „Phroso“, die neueste Schöpfung des berühmten englischen Dichters, die

in packender Handlung und geistreicher Satire dem im vorigen Jahre veröffentlichten

„König von Maritanien“ (Der Gelangene von Jenda) ebenbürtig zur Seite steht.

F. Klindt-Lütetsburg: „Der Kohlenmehlpeter“, ein Roman aus der Heimat Friedrichs Ranfens.

Hanes Gräfin von Klindowstrom: „Verlorene Liebesmüh“, ein Sportroman von

spannender Handlung und scharfer Charakteristik.

Der sechsundzwanzigste Jahrgang der „**Deutschen Romanbibliothek**“ erscheint in 52 wöchentlichen Nummern oder in 26 vierzehntägigen Heften in künstlerisch ausgestattetem Umschlag. — Der überaus billige Abonnementspreis beträgt nur 2 Mark vierteljährlich in Nummern oder 35 Pfennig für das Heft.

Der Abonnent auf die „**Deutsche Romanbibliothek**“ bekommt in jedem Vierteljahr für nur 2 Mark so viel Verköst, daß — wenn letzterer in Romanbände üblichen Umfangs eingeteilt wird — dies einen Buchwert von mindestens 18 Mark repräsentieren; er erhält also in schönster Ausstattung die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller als sein Eigentum heimbare um den Preis der Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek. — Außerdem hat der Abonnent der „**Deutschen Romanbibliothek**“ das Recht zum Bezug der beiden Kunstblätter (Helioxyduren) „**Menjahrsbriefe in der Pension**“ und „**An der Staatsbibliothek**“, beide nach Gemälden von Emanuel Spinger, für den Ausnahmepreis von nur je 3 Mark pro Blatt oder für beide zusammen für nur 5 Mark. Beide Bilder sind eigens für die Abonnenten hergestellt und im Kunsthandel, selbst zu den dort üblichen weit höheren Preisen, nicht zu erhalten.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang von „**Ueber Land und Meer**“ wie auch von der „**Deutschen Romanbibliothek**“ nehmen alle **Buchhandlungen, Postämter und Journaf-Expeditionen**, sowie jeder mit einer solchen Verbindung behende **Bücheragent** entgegen; die Postämter jedoch nur auf die wöchentlichen Nummern-Ausgaben. (In der Post-Zeitungs-Preisliste für Deutschland „**Ueber Land und Meer**“ unter Nr. 7202, die „**Deutsche Romanbibliothek**“ unter Nr. 1835, in der Post-Zeitungs-Preisliste für Österreich-Ungarn „**Ueber Land und Meer**“ unter Nr. 3573, die „**Deutsche Romanbibliothek**“ unter Nr. 934.)

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt.